Auraser Stadtblatt.

Behördliches Organ für die Stadt und den Amtsbezirk Auras.

Erscheint jeden Sonnabend.

Inserate werden bis Donnerstag mittag an Herrn Sekretär Paul Weigelt in Auras a. d. Oder oder an die Buchdruckerei Maretzke & Märtin in Trebnitz i. Schles. erbeten.

Abonnementspreis: Vierteljährlich bei Abholung von der Post 50 Pf., durch den Kolporteur pro Nr. 7 Pf.

Insertionspreis: Bei einmaliger Aufnahme die kleine Zeile 15 Pf, bei Wiederholungen Rabatt.

Nr. 1. **Sonnabend, den 2. Januar** **1915.**

Tag.	Datum.	S.-A.	S.-U.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.
Sonntag	3. Januar	8. 6	4. 3	nachm. 6.11	vorm. 9.30
Montag	4. „	8. 6	4. 5	„ 7.31	„ 9.50
Dienstag	5. „	8. 5	4. 6	„ 8.51	„ 10. 6
Mittwoch	6. „	8. 5	4. 7	„ 10.10	„ 10 20
Donnerstag	7. „	8. 5	4. 8	„ 11.32	„ 10.32
Freitag ☾	8. „	8. 4	4. 9		„ 10.46
Sonnabend	9. „	8. 4	4.11	vorm. 12.55	„ 11. 1

Klar das Auge, stark die Hand,
Treu dir selbst, dem Vaterland,
Lieber brechen, als sich schmiegen,
So muß Recht und Rechtes siegen!

Marktkalender (K=Kram-, P=Pferde-, V=Viehmarkt).
4. Januar Volkenhain (K.), Grünberg (Schw.). **7.** Steinau OS. (VP.). **8.** Ruhland (Schw.).

Bestellungen
auf dieses Blatt für das erste Vierteljahr 1915 werden von den Postanstalten, Briefträgern und Kolporteuren jetzt noch entgegengenommen.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Bis zum 12. Januar 1915 sind die **Krankenkassenbeiträge** sowie die Beiträge für die **Provinzial-Feuersozietät für Gebäude und Mobiliar zu zahlen.**

Auras, den 30. Dezember 1914.

Der Magistrat.
Schmidt.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

✚ Die hochverräterische Tat des früheren sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten für Metz **Dr. Weill**, der bekanntlich in die französische Armee eingetreten ist, hat zu seiner Ausschließung aus der deutschen sozialdemokratischen Partei geführt. Im „Vorwärts" veröffentlichen Parteivorstand und Reichstagsfraktion folgende Erklärung:

Von dem Abgeordneten unserer Partei Dr. Georg Weill haben wir seit Schluß der letzten Reichstagssession keine Nachricht erhalten. Auch unsere Nachforschungen blieben ohne jeden Erfolg. Bestätigen sich die durch die Presse gebrachten Mitteilungen, daß er in die französische Armee eingetreten ist, so hat er sich durch diese auf das schärfste zu verurteilende Handlung selbstverständlich außerhalb der sozialdemokratischen Partei Deutschlands und der Reichstagsfraktion gestellt. Weitere Schritte werden der Partei vorbehalten.

Die sozialistische Fränkische Tagespost, an welcher Dr. Weill drei Jahre wirkte, bezeichnet dessen Eintritt in die französische Armee als Schufterei. Weill habe nichts mehr mit der deutschen Sozialdemokratie gemein, er sei der öffentlichen Verachtung preiszugeben.

✚ **In dem** aus **dem Großen Hauptquartier datierten Runderlaß des Reichskanzlers gegen die falschen Darstellungen des französischen Ministerpräsidenten** in der französischen Kammer sagt der Kanzler, Deutschland mußte den englischen Konferenzvorschlag unmittelbar vor Ausbruch des Krieges ablehnen, weil es nicht zulassen konnte, daß Österreich-Ungarn in einer Frage seiner nationalen Lebensinteressen, die nur Österreich-Ungarn selbst anging, einem Tribunal der Großmächte unterstellt würde. Aus dem deutschen Weißbuch geht hervor, daß auch Österreich-Ungarn den Vorschlag als unannehmbar bezeichnete. Kein Staat hat ehrlicher den Frieden gewollt als Deutschland. Frankreich und England haben dagegen in dieser Beziehung keinen ernsthaften Schritt getan. England hat nachgewiesenermaßen noch früher mobilisiert als Serbien, Rußland ordnete in der Nacht vom 30. bis 31. Juli die allgemeine Mobilisierung an. Deutschland wurde gezwungen' sich zur Verteidigung in Stand zu setzen. Wie kann ein verantwortlicher Staatsmann wie Viviani den Mut finden, Deutschland für den Kriegsausbruch verantwortlich zu machen. Nur die Dreiverbandmächte, die Friedensworte im Munde führten und heimlich zum Kriege entschlossen waren, tragen alle Schuld.

✚ Der preußische Finanzminister hat in einem Erlaß an die Steuerbehörden darauf hingewiesen, daß die **Wehrbeitragsschuld eines verstorbenen Beitragspflichtigen** eine Nachlaßschuld ist, an deren Fälligkeit der Tod des Beitragspflichtigen nichts ändert. Nur die Bewilligung von Stundung oder die Entrichtung von anderen als den gesetzlichen Teilbeträgen erlischt mit dem Tode des Beitragspflichtigen. Dem Erben, der die gesetzlichen späteren Teilbeträge zum Voraus zahlt, steht demnach auch das Recht des Zinsenabzuges nach § 51 Absatz 2 des Wehrbeitragsgesetzes zu.

✚ **Der Bundesrat hat in seiner Dienstag-Sitzung durch Verordnung die Verwendung von Kartoffelmehl nnd anderen Erzeugnissen aus der Kartoffel zur Herstellung von Seife verboten.** Das Verbot war erforderlich, um die bislang zur Füllung von Seife verwendeten, erheblichen Mengen von Kartoffelmehl künftig der Brotbereitung zu erhalten. Die Seifenfabrikanten sind nach der Verordnung verpflichtet, amtliche Besichtigungen der Fabrik- und Geschäftsräume zu gestatten und gewissenhaft Auskünfte zu erteilen. Für die unbedingte Geheimhaltung der hierdurch den amtlichen Stellen zur Kenntnis gelangten Geschäftsverhältnisse ist durch strenge Strafvorschriften Sorge getragen. Der wissentliche Verkauf von verbotswidrig hergestellter Seife ist gleichfalls verboten und unter Strafe gestellt. Vor Erlaß des Verbots mit Kartoffelmehl gefüllte Seife darf auch weiterhin verkauft werden. (W.T.B.)

✚ Die Gewährung von **Krankengeld an Kriegsverwundete** wird fortan keine Schwierigkeiten mehr haben. Nach einer Mitteilung der Zeitschrift des Gesamtverbandes Deutscher Krankenkassen „Die Krankenversicherung" haben alle verwundeten Krieger Anspruch auf Zahlung des Krankengeldes, sofern sie durch die Verwundung erwerbsunfähig geworden sind und die Versicherung freiwillig durch Zahlung der Beiträge fortgesetzt haben. Ganz besonders wird darauf hingewiesen, daß eine Kürzung des Krankengeldes um den Betrag der Militärlöhnung unzulässig ist.

✚ Ein gemeinsamer **Hirtenbrief aller deutschen Erzbischöfe und Bischöfe ist über den Krieg** erlassen worden. Als die Hauptaufgabe der gegenwärtigen Zeit bezeichnet das umfangreiche Hirtenschreiben Buße und Sühne. Der Krieg sei ein Strafgericht für alle Völker, die von ihm betroffen sind. Daher der laute Ruf nach Buße und Sühne. Wehe dem Volk, das nicht einmal mehr dieser furchtbare Zuchtmeister zur Buße bringen kann. Es ist reif für den Untergang, und ihm würde auch der Sieg zur Niederlage. Wir wollen uns nicht in die Schuldbücher der anderen Völker vertiefen, sondern in unser eigenes, wir wollen nicht das Gewissen unserer Feinde erforschen, sondern das unserige. Wir sind unschuldig an dem Ausbruche des Krieges, das können wir vor Gott und der Welt bezeugen. Im übrigen wollen wir nicht auf unsere Unschuld pochen. Der Krieg habe auch bei uns schwere Schuld aufgedeckt, heißt es dann weiter, einmal die Schuld an dem Niedergang des religiösen und des sittlichen Lebens. Jünglinge und Männer werden schließlich aufgefordert, einzustehen für Gott und Vaterland. Der Brief wird in allen katholischen Kirchen verlesen und auch den im Felde stehenden Katholiken übermittelt.

31152

Schweiz.

× Nach den von den Vertretungen der Nachbarländer an das eidgenössische politische Departement gelangten Mitteilungen kann die **Heimschaffung der deutschen, österreichisch-ungarischen und französischen Zivil-Internierten** als beendigt angesehen werden. Im ganzen sind rund 11000 Personen, meist Frauen und Kinder, durch die Schweiz in ihre Heimat zurückgelangt. Die Etappenkommissionen und Heimschaffungsbureaus werden nunmehr ihre Tätigkeit am 24. Dezember einstellen. Nur das Berner Bureau wird noch schwebende Geschäfte sowie die Abrechnung erledigen.

Bulgarien.

× Anscheinend hat die **serbische Propaganda abermals einen Mord verübt,** so nach bekannter Manier ihren Zielen zustrebend. Der Archäologe Wladimir Sitz, ein Tscheche, der sich in Sofia als Berichterstatter befand, ist das Opfer eines Revolverattentats geworden, dessen Urheber bislang unbekannt geblieben sind. Dieses Attentat war das vierte gegen die Person des Sitz, der seit mehreren Jahren mit unermüdlichem Eifer die bulgarische Nation gegen ihre Verleumder verteidigte. In ihren Besprechungen über dieses Ereignis richten die Blätter offen ihren Argwohn gegen die Serben, die es mehrfach versucht haben. Wladimir Sitz zu ermorden.

Albanien.

× Wirkliche oder vorgebliche Unruhen haben veranlaßt, daß in **Valona italienische Matrosen gelandet** sind. Es sollen Schüsse gefallen und darauf die italienische Kolonie in das italienische Konsulat geflüchtet sein. Der italienische Konsul bat den Admiral Patris um Landung von Matrosen von dem Hafen-Linienschiff „Sardegna". Die italienischen Matrosen gingen ohne Zwischenfall an Land. Der Befehlshaber der Gendarmerie der Stadt und andere Persönlichkeiten besuchten den italienischen Konsul und brachten ihm ihre Dankbarkeit für das, was Italien für Valona tue, zum Ausdruck. Sie versprachen die Mitarbeit der Bevölkerung. Die Matrosen nahmen die Stadt friedlich in Besitz. Es herrscht vollständige Ruhe. — So wird aus Rom berichtet.

Japan.

× Eine erhebliche **Dämpfung der Kriegsgelüste** haben die augenblicklich leitenden Kreise im Reiche des **Mikado** erfahren müssen. Das Parlament lehnte die Regierungsvorlage, die eine Vermehrung der Armee um zwei Divisionen verlangte, mit 213 gegen 148 Stimmen ab. Der Kaiser hat darauf die **Auflösung des Parlaments** angeordnet.

Die Herübersendung von Truppen nach Europa, um zugunsten der Dreiverbandstaaten in den Krieg einzugreifen, scheint danach also noch gute Wege zu haben. Denn die Abstimmung des Parlaments bedeutet zweifellos eine starke Auflehnung gegen die Kriegsneigungen des durch den Grafen Okuma geleiteten Kabinetts. Japan ist finanziell heute noch so erschöpft durch die Kosten des Feldzuges gegen Rußland, daß der Wille der Volksvertretung, kriegerischen Verwicklungen ohne triftigen Grund aus dem Wege zu gehen, sehr verständlich ist. Ob der Mikado durch die von ihm beliebte Auflösung des Parlaments Herr der inneren Schwierigkeiten wird, muß einstweilen sehr fraglich erscheinen, wenn man die große Mehrheit bedenkt, mit der die Regierungsvorlage abgelehnt wurde.

Aus In- und Ausland.

Berlin, 28. Dez. Der Kaiser hat dem Staatsminister und Minister der öffentlichen Arbeiten Dr. Dr.-Ing. von Breitenbach das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande mit schwarzer Einfassung verliehen.

Altena i. Westf., 27. Dez. Hier ist der Zentrums-Reichstagsabgeordnete Landgerichtspräsident a. D. Sperlich im Alter von 69 Jahren gestorben. Er vertrat den Wahlkreis Glatz-Habelschwerdt.

Blankenburg a. H., 28. Dez. Der Kommandant der „Emden", Kapitän v. Müller, hat seinen hiesigen Verwandten geschrieben, daß er als Kriegsgefangener nach Malta gebracht wurde.

Rotterdam, 28. Dez. Nach der „Tijd" haben die Deutschen die Pulverfabrik in Caulille bei Hamont (Belgisch-Limburg) unter Leitung deutscher Ingenieure wieder in Betrieb gesetzt. Die Arbeiten werden selbstverständlich für das deutsche Heer betrieben.

Haag, 28. Dez. Die Ausfuhr von lebendem Rindvieh und lebenden Schweinen aus Holland ist vom 24. d. Mts. an verboten.

Rom, 27. Dez. Die Königin ist heute glücklich von einer Prinzessin entbunden worden. Das Befinden der Königin und der Prinzessin ist vorzüglich.

Rom, 18. Dez. Der Papst hat den Notleidenden in Belgien 300 000 Lire und den Waisen der österreichischen Soldaten 100 000 Lire gespendet.

Petersburg, 28. Dez. Über Sochatschew an der Bzura in Polen erschienen fünf deutsche Flugzeuge und warfen vierzig Bomben ab. Viele Holzhäuser gerieten in Brand und eine große Anzahl Menschen wurde getötet oder verwundet.

London, 28. Dez. Der holländische Dampfer „Leersum" stieß zwischen Scarborough und Filey auf eine Mine und sank. Zwei Mann der Besatzung ertranken.

Kapstadt, 28. Dez. Zwischen einem englischen Kommando und einer deutschen Streifabteilung von sechzig Mann kam es am Nordufer des Oranjeflusses in der Gegend von Carnarvon zu einem Gefecht. Die Engländer verloren zwei Tote und einen Verwundeten, die Deutschen einen Toten und zwei Verwundete.

Schanghai, 28. Dez. Die Versicherungsgesellschaft Yangtsekiang hat erfahren, daß der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Wilhelm" an der Südostküste Südamerikas vier englische Handelsschiffe in den Grund gebohrt hat.

Kairo, 28. Dez. England hat am 15. Dezember die Sperrung des Suezkanals für jedweden Verkehr vorgenommen.

Sydney, 28. Dez. Die Regierung hat den gesamten Weizenvorrat von Neu-Südwales beschlagnahmt.

Buenos Aires, 28. Dez. Das Ausfuhrverbot für Weizenmehl ist aufgehoben worden.

Nah und Fern.

Kartoffelverkauf durch die Gemeinde. In einer Sitzung der Kieler städtischen Kollegien gaben die Stadtverordneten ihre Zustimmung zu dem Ankauf von 16 000 Zentnern Speisekartoffeln. Diese Kartoffeln sollen in städtischen Räumen gelagert werden, damit für den Fall, daß durch irgendwelche Gründe ein Kartoffelmangel eintritt, die Bevölkerung vorübergehend mit Kartoffeln versorgt werden kann.

Feldadressen. Es kommen immer noch Fälle zur Sprache, daß Angehörige des Feldheeres keine Nachrichten von daheim erhalten. Es ist fast ohne Ausnahme festgestellt worden, daß der Grund in den ungenauen oder falschen Angaben liegt, die die Betreffenden über ihre Feldadresse in die Heimat gesandt haben. Sämtliche Kompagniechefs usw. haben daher alle unterstellten Leute zu befragen, ob sie Nachrichten aus der Heimat erhalten. Mannschaften, die diese Frage verneinen, sind anzuweisen, umgehend auf Feldpostkarten ihre genaue Adresse heimzusenden. Die genannten Vorgesetzten haben die Adressen zu prüfen. Dies ist von Zeit zu Zeit zu wiederholen.

Mit Dank zurück. Unser Generalstab bewahrt sich ebenso wie unsere Feldgrauen in den Schrecknissen des Krieges das schönste Göttergeschenk, den Humor. Köstlich war es neulich, wie er sich schuldig bekennt, Herrn Joffres Bitte um Geheimhaltung seines vielbesprochenen Angriffsbefehls und Verhütung, daß dieser in die Presse käme, übersehen zu haben und den Befehl entgegen des französischen Generalissimus ausdrücklichen Wünschen doch veröffentlicht zu haben. Heut beweist er seine unerschütterliche gute Laune durch einen ironischen Hieb auf französische Großtuereien, der seine Wirkung nicht verfehlen wird. „In der französischen Presse" — so wird aus dem deutschen Großen Hauptquartier verlautbart — tritt neuerdings wiederholt die Bemerkung auf, daß die von der deutschen Artillerie verschossene Munition nur geringe Wirkung habe und sehr viele Blindgänger aufweise. Die Tatsache ist bedingt richtig, nur handelt es sich dabei nicht um deutsche, sondern erbeutete französische und belgische Munition. Ihre Minderwertigkeit ist auch uns bekannt; da es sich aber um ganz außerordentlich große Munitionsbestände handelt, die doch auf irgendeine Weise unbrauchbar gemacht werden mußten, schien es immer noch am besten, sie ihren früheren Besitzern wieder zuzusenden."

Zigarettenschmuggel im Gefangenenlager. Der Zigarettenschmuggel im Russenlager hat den Kommandanten des Gefangenenlagers Görlitz zu folgender Bekanntmachung Veranlassung gegeben: „Gelegentlich der Durchsuchung der Handwerker wurde bei dem Zimmergesellen Max Jähne festgestellt, daß er in seinem Werkzeugkasten einen Doppelboden angebracht hatte, worin sich 60 Schachteln Zigaretten befanden, die J. ins Lager schmuggeln wollte. Er ist zwecks Bestrafung zur Anzeige gebracht worden. gez.) v. Wietersheim, Oberst z. D."

Der Humor bei der Sperrung des Libauer Hafens. Die Russen haben die Schiffe untersucht, die die Deutschen zur Sperrung des Hafens Libau am Hafeneingang versenkt haben. Sie glaubten anfänglich, es handle sich um englische Schiffe, jetzt ergibt sich aber, daß es deutsche Schiffe sind, die dafür geopfert wurden. Auf den Schiffen fanden die Russen mehrere Fässer mit Wein. Die Untersuchung durch die Lebensmittelchemiker ergab, daß der Wein gut sei. Er wurde benützt, aber es stellten sich bei allen Konsumenten heftige Durchfälle ein.

Sprottenschwärme in der Elbe. In der Elbe ist, wie man aus Hamburg meldet, das Vorhandensein großer Sprottenschwärme festgestellt worden. Damit ist durch den Winterfang ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel gesichert.

Kriegsbußtag für die deutschen Katholiken. Eine Sonderausgabe des Kirchlichen Anzeigers der Erzdiözese Köln veröffentlicht ein Hirtenschreiben der Erzbischöfe an die Bischöfe des Deutschen Reiches, wonach am Sonntag, dem 10. Januar, ein allgemeiner Bußtag stattfinden soll. Die Feldgeistlichen werden durch den Armeebischof von der Feier benachrichtigt und aufgefordert, die Mannschaften soweit wie möglich zur Mitfeier anzuleiten.

Die Weihnachtsfeldpakete für Nordpolen. Die in der letzten Novemberwoche durch die Militärpaketdepots den Truppen zugeführten Weihnachtspakete sind zum großen Teil bereits auf dem Kriegsschauplatz angelangt und an die Truppen ausgegeben worden. Nur in Nordpolen haben sich Schwierigkeiten ergeben, die durch die strategische Lage hervorgerufen wurden. Die Pakete sind zwar auch hier bei den Etappenbehörden eingetroffen, aber ihre Zuführung zu den Truppen ist zurzeit unmöglich. Für die durchgreifende Verfolgung der russischen Armeen durch die Truppen des Feldmarschalls v. Hindenburg werden alle Eisenbahnen und anderen Verkehrsmittel vollständig zu militärischen Maßnahmen in Anspruch genommen. Sie können daher zurzeit nicht für die Zuführung der Weihnachtspakete freigemacht werden. Die Angehörigen der in Nordpolen kämpfenden Truppen mögen sich nicht beunruhigen, wenn sie etwa von ihren im Felde stehenden Kriegern die Mitteilung erhalten, daß die Pakete noch nicht eingetroffen seien. Die Zuführung wird sobald als möglich erfolgen. — Die Truppen sind über den Grund des Ausbleibens der Pakete unterrichtet worden.

Feldpostbriefe bis 500 Gramm. Feldpostbriefe nach dem Feldheer im Gewicht über 250 bis 500 Gramm werden für die Zeit vom 11. bis einschließlich 17. Januar 1915 von neuem zugelassen. Die Gebühr beträgt 20 Pf.

Weihnachtsgaben für das Heer. In der vergangenen Woche sind über 800 Waggons mit Weihnachtsgaben zu planmäßigen Weihnachtszügen im Sinne des Erlasses des General-Quartiermeisters vom 13. November abgefertigt worden. Der letzte Weihnachtszug Anfang nächster Woche ist für österreichische Truppen bestimmt, die mit den unserigen in unmittelbarem Verbande stehen.

Zur Warnung für „Kriegsschwätzer". Vor dem außerordentlichen Kriegsgericht in Straßburg i. E. hatten sich kürzlich wiederum mehrere Personen zu verantworten, die sich durch die bisher verhängten schweren Strafen von der Bekundung ihrer deutschfeindlichen Gesinnung nicht abhalten ließen. Unter den Angeklagten befand sich die unverehelichte Marie Spaeth, die sich jungen Pensionärinnen gegenüber in schamloser Weise über die Person des Deutschen Kronprinzen ausließ, von dem sie schließlich behauptete, er sei in englische Gefangenschaft geraten. Der Kaiser sei vor Kummer krank. Alles, was die deutschen Zeitungen — die sie übrigens nicht lesen will — schreiben, sei nicht wahr. Das Urteil lautete auf sechs Wochen Gefängnis; gleichzeitig ordnete das Gericht die sofortige Verhaftung der Angeklagten an. — In einem zweiten Falle hatte sich der Prokurist Rosenstiehl aus Straßburg zu verantworten. Dieser hatte behauptet, die Franzosen hätten an einem Tage 180 000 Deutsche zu Gefangenen gemacht und 200 000 Deutsche getötet. Wegen Verbreitens falscher Kriegsgerüchte wurde R. zu einem Monat Gefängnis verurteilt.

Feldpostsendungen mit unzulässiger Adresse. Neuerdings werden öfters Feldpostbriefe, besonders Zeitungen unter Briefumschlag mit der Adresse „An ein beliebiges Regiment im Osten" oder „An ein Etappenlazarett im Westen" und anderes mehr aufgeliefert. Derartig unbestimmt adressierte Sendungen können, wie amtlich bekanntgegeben wird, von der Post nicht weitergesandt, müssen vielmehr als unbestellbar behandelt werden.

Unsere sparsamen Feldgrauen. In kleinen Beträgen von meist 2 bis 10 Mark haben unsere Soldaten aus dem Felde im Monat Oktober 100 Millionen Mark an ihre Familien nach Hause geschickt. Ununterbrochen kommt ein starker Geldstrom von den Schlachtfeldern in Ost und West nach Deutschland zurück. Diese vielen tausend kleinen Beträge ersparter Löhnung des einzelnen Mannes schwellen zu mächtigen Summen an, die in der Heimat einen neuen, Handel und Wandel befruchtenden Kreislauf beginnen. Unter den Lorbeeren, die sich unsere Truppen vor dem Feinde erwerben, darf man als ein schönes Ruhmesblatt auch ihr sparsames Haushalten mit ihrem bescheidenen Sold und ihre Sorge für Familie und Friedenszeit nicht vergessen.

Deutsche Missionare in Englisch-Ostafrika. Von dem Arbeitsfelde der Leipziger Mission unter den Kamba in Englisch-Ostafrika, dessen im Juni beschlossene Übergabe an eine englische Mission noch nicht ausgeführt werden konnte, waren seit dem Kriegsausbruch keine Nachrichten mehr gekommen. Jetzt sind Briefe vom 31. Oktober eingetroffen. Die Missionare merkten dort von der Unruhe des Krieges kaum etwas und konnten ihre Arbeit ungestört verrichten. Nach einer vorübergehenden Stockung machte auch die Beschaffung von Lebensmitteln, deren Preis um 15 Prozent gestiegen war, keine Schwierigkeiten. Mit den in Deutsch-Ostafrika arbeitenden Leipziger Missionaren ist jede Verbindung abgebrochen.

Postanweisungsverkehr der Kriegsgefangenen zwischen Deutschland und Rußland. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt halbamtlich: Auf Grund einer uns aus Kopenhagen zugegangenen Mitteilung haben wir die Nachricht gebracht, daß das Dänische Komitee des Roten Kreuzes in Kopenhagen die Überweisung von Geldern an deutsche Kriegsgefangene in Rußland nicht mehr vermitteln könne, da die russische Regierung die Auszahlung von Geldern an Kriegsgefangene allgemein untersagt habe. Hierzu erfahren wir von unterrichteter Seite, daß Postanweisungen, die von Deutschland aus direkt an deutsche Kriegsgefangene in Rußland zur Absendung gelangen, neuerdings wieder zugelassen sind, nachdem die russische Postverwaltung der Eröffnung des Postanweisungsverkehrs der Kriegsgefangenen zwischen Deutschland und Rußland zugestimmt hat.

Geldsendungen für deutsche Kriegsgefangene in Rußland. In der Presse wurde kürzlich die nichtamtliche Nachricht verbreitet, die russische Regierung hätte die Auszahlung von Geldern an deutsche Kriegsgefangene allgemein untersagt. Diese Nachricht bezieht sich nicht auf Postanweisungsbeträge an deutsche Kriegsgefangene in Rußland, die nach einer soeben ergangenen amtlichen Erklärung der russischen Postverwaltung unbeanstandet ausgezahlt werden. Die Nachricht kann somit nur Gelder betreffen, die auf anderem Wege an die Gefangenen eingehen.

Scharfe Bestimmungen über den Schnapsausschank hat der Kommandant von Breslau für den Bezirk der Festung Breslau erlassen. Von 5 Uhr abends bis 9 Uhr morgens darf kein Schnaps verkauft werden. Gast- und Schankwirtschaften, die vorzugsweise gewöhnlichen Schnaps ausschänken oder verkaufen, müssen während dieser Zeit geschlossen sein. Animierkneipen und Bars sind um 10 Uhr abends, alle anderen Gast- und Schankwirtschaften um 11 Uhr abends zu schließen. Die wenigen bewilligten Verlängerungen bis 12 Uhr bleiben weiterbestehen. Der Kleinhandel mit Schnaps über die Straße ist vollständig verboten. Zuwiderhandlungen haben Schließung des Betriebes zur Folge.

Eine Moschee in Budapest. Der Gemeinderat der ungarischen Hauptstadt hat unter lebhaften Sympathiekundgebungen die Kosten der Errichtung einer türkischen Moschee mit Rücksicht darauf bewilligt, daß sich in Budapest zweitausend Mohammedaner ständig aufhalten. In dieser Sitzung sind zehntausend Kronen für den Roten Halbmond gewidmet worden; das ungarische Rote Kreuz hat für den Roten Halbmond fünfundzwanzigtausend Kronen gespendet.

Die Riviera vermißt die Deutschen. Doppelten Schaden durch Deutschland leidet Frankreich jetzt nach einem von der holländischen Presse mitgeteilten Ausspruche eines Gasthausbesitzers in Nizza: im Norden durch die Anwesenheit der Deutschen, im Süden durch deren Fehlen. Nizza und Mentone haben einen Ausfall von 40 000 deutschen Gästen.

Hundert blanke Taler an Hindenburg. Ein Stammtisch in Düsseldorf sandte an Hindenburg hundert blanke Jubiläumstaler mit der Bitte, sie zu Weihnachten an besonders tapfere Soldaten zu verteilen. Der Feldmarschall dankte herzlich für die freundliche Sendung.

✚ Der Bundesrat hat wesentliche **Änderungen des Höchstpreisgesetzes** vorgenommen. Es hatte sich ein Zustand herausgebildet, daß zu dem gesetzlich zulässigen Höchstpreis überhaupt kein Getreide mehr zu erhalten war. Neben dem Höchstpreis wurden noch Sondervergütungen, Provisionen und dergleichen bezahlt, die eine verschleierte Überschreitung des Höchstpreises darstellten. Die weitgehendste Änderung erfolgte für Gerste. Nach dem bisherigen Wortlaut durfte für Gerste unter 68 Kilogramm nur ein Preis von 205 Mark pro Tonne angelegt werden, dagegen war der Preis für Gerste über 68 Kilogramm unbegrenzt. Gerste unter 68 Kilogramm war seit Wochen überhaupt nicht mehr käuflich, dagegen wurde Gerste über 68 Kilogramm bereits mit 300 Mark bezahlt. Damit hatte Gerste den höchsten Preis erreicht, der überhaupt für Getreide im letzten Jahrzehnt gezahlt worden ist, während es doch die Absicht des Gesetzgebers war, eine Verbilligung herbeizuführen. Die Regierung setzte jetzt den Maximalsatz für Gerste, der bisher in Berlin 205 betrug, auf 220 Mark fest. Dafür fällt aber die Gewichtsgrenze von 68 Kilogramm fort. Durch die Festsetzung eines Preises von 220 Mark erfährt der tatsächlich gezahlte Gerstenpreis eine zwangsmäßige Verminderung um 80 Mark pro Tonne. Damit aber nicht wieder wie bisher der Höchstpreis für Gerste dadurch umgangen wird, daß man Gerste schroten läßt und als „Gerstenschrot" teuer verkauft, ist festgesetzt worden, daß inländisches Gerstenschrot höchstens um 10 Mark teurer sein darf, als der Höchstpreis für Gerste. Was Roggen und Weizen anbetrifft, so galt nach dem bisherigen Wortlaut des Gesetzes der Höchstpreis für Roggen im Gewicht von 70 Kilogramm pro Hektoliter, für Weizen im Gewicht von 75 Kilogramm pro Hektoliter. Für jedes Kilogramm im Hektoliter Mehrgewicht durfte bisher ein Mehrpreis von 1,50 Mark über den Höchstpreis hinaus gezahlt werden. Um die dadurch vorgekommenen Schiebungen und Überschreitungen abzuschaffen, dürfen in Zukunft nach dem neuen Wortlaut des Gesetzes keine Überpreise für Mehrgewichte bezahlt werden. Für Weizen, Roggen und Gerste bleiben die festgesetzten Preissteigerungen für spätere Verkäufe bestehen, bei Kleie und Hafer fallen sie fort. Außerdem wird eine Begrenzung der Unkosten angeordnet, um auf diesem Wege vorgekommene Verteuerungen zu vermeiden. Alle Neubestimmungen treten am 24. Dezember in Kraft.

✚ Um irrigen Auffassungen entgegenzutreten, haben die zuständigen preußischen Minister Bestimmungen erlassen über die **Zulässigkeit der Vermischung von Melasse und Zucker mit Roggen- und Weizenkleie.** W.T.B. teilt mit: Die Minister für Handel und Gewerbe, für Landwirtschaft und des Innern erlassen folgende Bekanntmachung: Auf Grund des § 1 der Verordnung des Bundesrats vom 19. Dezember 1914 über das Vermischen von Kleie mit anderen Gegenständen (Reichsgesetzblatt S. 534) bestimmen wir, daß Roggen- oder Weizenkleie, die mit Melasse oder mit Zucker vermischt ist, in den Verkehr gebracht werden darf.

✚ Von der Erlaubnis, Materialgaben den **gefangenen Deutschen in Frankreich** zu übersenden, hat das Rote Kreuz sofort nach Abschluß der bezüglichen Verhandlungen Gebrauch gemacht. Ein Eisenbahnwagen mit warmen Sachen, Lebens- und Genußmitteln ist von Berlin über Stuttgart nach Genf abgegangen. Ein zweiter Wagen wurde in Stuttgart vom Württembergischen Landesverein vom Roten Kreuz angehängt. Zwei Wagen gingen aus München, je einer aus Dresden, Karlsruhe und Darmstadt nach Genf. Von Genf werden die Gaben unter Begleitung eines Deutsch-Schweizers nach Frankreich gebracht, wo die Aushändigung unter der Aufsicht des amerikanischen Botschafters erfolgt. Auch die Provinzialvereine Preußens sind zur Teilnahme an dieser Gefangenenfürsorge aufgeboten worden. Etwaige Geld- oder Materialspenden werden den Landes-Zentralstellen oder den Provinzial-Vorständen vom Roten Kreuz zuzuführen sein.

✚ Wolffs Telegraphen-Bureau macht unterm 23. Dezember amtlich bekannt: **Der Diskont der Reichsbank ist heute auf fünf Prozent** (bisher sechs Prozent), **der Lombardzinsfuß** für Darlehen gegen Verpfändung von Effekten und Waren auf **sechs Prozent** (bisher sieben Prozent) **herabgesetzt worden.**

In der Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank, welche die Ermäßigung beschloß, wies Präsident Havenstein darauf hin, wie günstig der Stand der Reichsbank sei und betonte hierbei, daß sowohl aus wirtschaftlichen als auch aus finanziellen Gesichtspunkten eine Diskontermäßigung um ein volles Prozent durchaus gerechtfertigt sei. Im Anschluß an die Sitzung des Zentralausschusses fand eine Zusammenkunft der Mitglieder der Hauptverwaltung der Darlehnskassen statt, um über die Herabsetzung des Zinsfußes der Darlehnskassen zu beschließen. Entsprechend der Diskontherabsetzung der Reichsbank dürfte der Zinsfuß der Darlehnskassen von $6^1/_2$ auf $5^1/_2$ Prozent ermäßigt werden.

Kleine Kriegspost.

Rotterdam, 28. Dez. Wie der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" aus Tokio meldet, teilte bei Beantwortung einer Anfrage in der japanischen Kammer der japanische Minister des Äußern mit, daß kein einziges Land Japan ersucht habe, Truppen nach Europa zu schicken.

Konstantinopel, 23. Dez. Die Russen wurden bei El Agös und Arbi, 30 Kilometer östlich von Köpriköi, durch einen türkischen Nachtangriff überrascht und flohen unter schweren Verlusten an Toten und Verwundeten.

Konstantinopel, 23. Dez. Die indischen Besatzungstruppen von Ägypten desertieren massenweise und laufen mit den Waffen zu den Türken über.

Paris, 27. Dez. Ein von einem österreichischen Unterseeboot angeschossener französischer Panzer mußte sich zur Ausführung von Ausbesserungen nach Malta begeben. — Es handelt sich um den in der Straße von Otranto angegriffenen Panzerkreuzer vom Courbet-Typ.

London, 23. Dez. Nach einer Lloydsmeldung ist der norwegische Dampfer „Boston" in der Nordsee auf eine Mine gestoßen und gesunken.

Der Krieg.

Der englische Mißerfolg an unserer Küste.

Zweimal hat die deutsche Flotte ihre Visitenkarte an der englischen Küste abgegeben, um unsren übermütigen Vettern zu zeigen, daß sie lebe, daß sie tatfähig sei. Jetzt hat uns die englische Flotte einen Gegen-, einen Weihnachtsbesuch abgestattet. Amtlich wird gemeldet:

W.T.B. **Berlin**, 27. Dezember.

Am 25. Dezember, vormittags, machten leichte englische Streitkräfte einen Vorstoß in die deutsche Bucht. Von ihnen mitgeführte Wasserflugzeuge gingen gegen unsere Flußmündungen vor und warfen hierbei gegen zu Anker liegende Schiffe und einen in der Nähe von Cuxhaven befindlichen Gasbehälter Bomben ab, ohne zu treffen und Schaden anzurichten. Unter Feuer genommen, zogen sich die Flugzeuge in westlicher Richtung zurück. Unsere Luftschiffe und Flugzeuge klärten gegen die englischen Streitkräfte auf. Hierbei erzielten sie durch Bombenwürfe auf zwei englischen Zerstörern und einem Begleitdampfer Treffer. Auf letzterem wurde Brandwirkung beobachtet. Aufkommendes nebliges Wetter verhinderte sonstige Kämpfe.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
gez. Behncke.

Den Engländern, die unserer Nordseeküste bei Cuxhaven einen luftigen Weihnachtsbesuch abstatteten, ist der Ausflug schlecht bekommen. In dem Bericht der englischen Admiralität über den mißlungenen Angriff heißt es:

Drei englische Flieger kamen auf Tauchbooten, die ihnen Beistand leisteten, zurück. Ihre Flugzeuge waren gesunken. Ein Flieger wird vermißt. Sein Flugzeug wurde zwölf Kilometer von Helgoland als Wrack gesehen. Sein Los ist unbekannt.

Wie weiter von der englischen Admiralität mitgeteilt wird, nahmen an dem Vorstoß gegen die deutsche Küste sieben britische Wasserflugzeuge teil, die von Kreuzern, Torpedobooten und Unterseebooten begleitet waren. Von deutscher Seite wurden zwei Zeppeline und drei Wasserflugzeuge, außerdem verschiedene Unterseeboote vorgeschickt.

Dieser Gegenbesuch war zu erwarten; er schreckt uns aber in keiner Weise. Nicht um solche Besuche hüben und drüben handelt es sich in Wirklichkeit. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, soll der Beginn des neuen Jahres eine größere Überraschung ganz anderer Art bringen. Unsere Abwehr gegen England bewegte sich bisher in einem engen Rahmen; sie blieb auf gelegentliche Streifzüge beschränkt, auf Beunruhigungen der Küste, auf kühne Unterseeboot-Unternehmungen, die zwar ungewöhnlich erfolgreich verliefen, aber doch natürlich weder die gewaltige Flottenmacht des vereinigten Königreiches noch auch nur seine Lebensbedingungen nennenswert beeinträchtigen konnten. Mit stolzer Gelassenheit sah das meerbeherrschende Albion diesen Versuchen eines gering geschätzten Gegners zu. Wohl zuckte es wiederholt auf, wenn unsere Streiche gar zu unvorbereitet trafen und doch auch recht tief saßen; aber mit der Miene des Riesen, der von seiner unnahbaren Höhe herab dem Treiben eines Zwergleins mehr neugierig interessiert als beängstigt zuschaut, gewann es immer wieder sehr bald seine Gefaßtheit zurück, um mit einer Geberde der Verachtung auf seine unantastbare Flotte hinzuweisen, die trotz einzelner Verluste an Größe eher zu- als abgenommen habe, wenn man ihre Stärke bei Ausbruch des Krieges zum Vergleich heranziehe. Einige kräftige Flüche über die deutsche Unterseebootpest, einiges Augenverdrehen über die Schädigung der neutralen Schiffahrt durch deutsche Minen, und John Bull wurde wieder leichter ums Herz.

Imponieren konnte uns dieses hochmütige Gebahren ja nun gerade nicht, aber im stillen mußten wir uns doch wohl eingestehen, daß das unerschütterte Selbstbewußtsein unseres gefährlichsten Gegners mit den bisher angewandten Mitteln kaum zu brechen sein werde. Daß auf beiden Seiten die Hauptkräfte der Flottenmacht, die großen gewaltigen Kampfschiffe, aus denen die Hochseegeschwader sich zusammensetzen, vorsichtig zurückgehalten werden, um in einem späteren, im letzten Abschnitt des Weltkrieges eingesetzt zu werden, wenn auf dem Lande die Entscheidung gefallen und der Kritpunkt für die Friedensbedingungen in greifbare Nähe gerückt ist, hat wahrlich seine guten Gründe. Bis dahin aber könnte wohl England ruhig abwarten, wie die Dinge weiter laufen würden, wir dagegen nicht, weil der Handelskrieg, der gegen uns mit echt britischer Rücksichtslosigkeit geführt wird, zu große Gefahren in sich birgt, als daß wir seine Folgen nicht ernstlich und rechtzeitig ins Auge fassen müßten.

Den Weg, den wir in dieser Lage zu beschreiten haben, hat Großadmiral v. Tirpitz kürzlich, mit einiger Vorsicht zwar, aber doch auch mit aller Deutlichkeit, gekennzeichnet. Wie England die Nordsee „gesperrt" hat, um uns jede Zufuhr vom Meere her unmöglich zu machen, so würden wir mit unseren vortrefflichen Unterseebooten die englische Küste blockieren und mit der Zielbewußtheit, die unsere Flottenführung auszeichnet, auch unsererseits in den Handelskrieg eintreten. Schon sind wir gerüstet, um diesen Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen. Wir werden mit aller schuldigen Rücksicht auf das Völkerrecht vorgehen, die vorgeschriebenen Ankündigungen erlassen und dann ans Werk gehen.

Wir wissen sehr gut, daß es ein opferreicher Feldzug sein wird, aber unsere Marine wartet nur auf neue Aufgaben und wird sich mit Wollust an den Feind heranmachen, namentlich wenn dieser Feind England ist. Unsere U-Boote sind groß und stark genug, um vierzehn Tage auf sich allein angewiesen die See zu befahren. Für jeden Verlust wird Ersatz zur Stelle sein, und kein deutsches Fahrzeug wird sich auf den Grund des Meeres hinabschicken lassen, ohne vorher der englischen Kriegs- und Handelsflotte empfindlichen Schaden beigebracht zu haben. Dann wollen wir sehen, was aus der Beherrschung des Meeres wird, deren der Riese England sich nicht genug rühmen kann — und was aus der Nahrungsmittelversorgung des großbritannischen Königreiches, das nicht wie Deutschland in der Lage ist, seine Bevölkerung aus sich selbst heraus zu erhalten. Daran wird uns auch der englische „Gegenbesuch" in Cuxhaven nicht hindern.

*

Deutsche flieger über der Themsemündung.

Während englische Wasserflugzeuge der deutschen Nordseeküste einen Weihnachtsbesuch abstatteten, blieb auch die deutsche Fliegerei nicht untätig. Deutsche Flugzeuge haben an der Themsemündung und über Dover Bomben abgeworfen. Das Reuter-Bureau meldet aus London:

Am Freitag mittag 12½ Uhr wurden die Bewohner von Southend an der Themsemündung in furchtbaren Schrecken durch sehr heftiges Gewehrfeuer versetzt. Sie glaubten, ein deutsches Geschwader sei in der Themse erschienen und beschieße die Stadt. Tausende stürzten an den Strand, wo sich ergab, daß deutsche Flieger Bomben geworfen hatten. Englische Flugzeuge aus Sheerneß versuchten, den beiden deutschen Fliegern den Rückflug abzuschneiden, diese entkamen jedoch im Nebel.

Ob und wo die Bomben Schaden verursacht haben, wird von Reuter nicht gemeldet. Über Dover erschien ein deutsches Flugzeug am 24. Dezember und warf eine Bombe ab, die angeblich keinen Schaden anrichtete. Das Flugzeug, das nur einige Sekunden im Nebel sichtbar war, kehrte sofort über das Meer zurück.

Bombenwürfe auf den Badeort Langeoog.

Emden, 27. Dezember.

Am ersten Weihnachtsfeiertage erschienen über dem Dorfe der unbeschützten Nordseeinsel Langeoog während des Vormittagsgottesdienstes vier englische Flieger, die zwei Bomben abwarfen und wahrscheinlich auch Schüsse abgaben, ohne Schaden anzurichten. Die Bevölkerung bewahrte ihre Ruhe. — Die Nordseeinsel Langeoog liegt gegenüber der Küste von Ostfriesland und gehört zur Provinz Hannover. Das Dorf der auch als Badeort bekannten Insel heißt Westende-Langeoog und zählt etwa 300 Einwohner.

Ein britischer Torpedojäger gesunken.

Ein britischer Torpedojäger lief während eines Sturmes auf der Höhe von Standrews in Schottland auf einen Felsen. Die Bemannung rettete sich in Booten.

Die Versicherungsprämien bei Lloyds gegen deutsche Vorstöße an der Ostküste steigen. Von Harwich nordwärts werden 55 Prozent, von Harwich bis Dover 30, von Dover um die Südküste 15 Prozent gefordert. Zahlreiche Verträge wurden abgeschlossen.

Ueber die englischen Verluste

heißt es in der „Deutschen Tageszeitung" aus Rotterdam: Die bis jetzt veröffentlichten englischen Verlustlisten enthalten die Namen von 3694 Offizieren und 39675 Mannschaften. An Toten, Verwundeten und Vermißten verlor die Infanterie 2939 Offiziere und 35255 Mannschaften, die Kavallerie 281 Offiziere und 1724 Mannschaften, die Artillerie und die Genietruppen 248 Offiziere und 1878 Mannschaften, bzw. 74 Offiziere und 376 Mannschaften, die übrigen Waffengattungen 152 Offiziere und 422 Mannschaften.

*

Die Kämpfe am Weihnachtsfest.

(Von unserem *CB.*-Mitarbeiter.)

Berlin, 27. Dezember.

Der Weihnachtsfrieden, den der Papst für die Truppen der europäischen Mächte herbeiführen wollte, ist ein holder Wahn geblieben. Unsere Feinde weigerten sich, auf eine Waffenruhe während des Festes der Liebe einzugehen und sie haben gerade die Weihnachtstage zu heftigen Angriffen benutzt, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß deutsche Weihnachtsstimmung und Heimatsehnsucht das Schwert unserer Krieger weniger scharf machen werde als sonst und ihre Wachsamkeit mindern werde. Sie haben die Rechnung ohne das deutsche eherne Pflichtgefühl gemacht, das auch im Überschwang der Festesfreude auf seinem Posten bleibt.

Am 24. Dezember hatte uns unser Generalstab die erfreuliche Mitteilung machen können, daß im Westen die lebhafte Tätigkeit des Feindes am Tage vorher überall ergebnislos verpufft sei und bei Souain und Perthes in der Nähe des Lagers von Chalons von uns über 100 Gefangene gemacht worden seien. Im Osten aber hatten wir — so konnte uns weiter berichtet werden — die feindliche Stellung bei Mlawa und den Ort Mlawa selbst wieder in unsere Hand gebracht, nachdem wir von Soblau—Neidenburg her erneut die Offensive ergriffen und die Russen in mehrtägigen Kämpfen zurückgeworfen hatten, in denen diese 1000 Gefangene an uns verloren. Auch an der Rawka hatten die Russen in schweren Bajonettgefechten sehr große Verluste, ebenso am rechten Pilica-Ufer südöstlich Tomaszow.

Und nun beginnen die eigentlichen Weihnachtskämpfe. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz war die Hauptaktion bei Festubert in der Nähe des oft genannten Bethune, wo die Gefechte bereits am 20. Dezember eingesetzt hatten. Hier wurden von unsern Truppen unter verhältnismäßig geringen eigenen Verlusten den Engländern und Indern 19 Offiziere und 819 Mann als Gefangene abgenommen und 14 Maschinengewehre, 12 Minenwerfer, Scheinwerfer und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. Über 3000 Tote ließ der Feind vor den deutschen Linien liegen und mußte zu ihrer Bestattung um eine Waffenruhe bitten, die in gewohnter soldatischer Anstandspflicht trotz aller von der Gegenseite erfahrenen Chikanen durch die Deutschen anstandslos bewilligt wurde. Aus einer ganzen Reihe kleinerer Gefechte im Westen seien die bei Chivry nordöstlich Vailly, Lihons, südöstlich Amiens, und Tracy-le-Val, nordöstlich Compiègne, hervorgehoben, bei denen die Franzosen große Verluste hatten und zahlreiche Gefangene in unsern Händen ließen.

Betrübend ist die grausame Kriegführung seitens des Feindes, die unsere Heeresleitung zwingt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und dem Völkerkrieg immer mehr den Stempel eines Vernichtungskrieges aufdrückt. Am 20. Dezember hatte ein französischer Flieger auf das Dorf Jnor bei Montmédy, in dem sich nur deutsche Lazarette befinden, die auch für Fliegerbeobachtung deutlich kenntlich gemacht sind, nicht weniger als neun Bomben geworfen. Schaden hatte der ruchlose Feind, dem selbst das Zeichen des Roten Kreuzes nicht heilig ist, Gott sei Dank nicht angerichtet. Die frevelhafte Gesinnung aber, die sich auch in dem neuerlichen Bombenwerfen auf die offene und außerhalb des Operationsgebietes liegende deutsche Stadt Freiburg kundgab, verdiente Strafe. Deshalb sah sich die deutsche Heeresleitung gezwungen, am zweiten Weihnachtsfeiertage einige bei Nancy belegene französische Orte mit Bomben mittleren Kalibers bewerfen zu lassen.

Im Osten machten die Russen einen Angriff auf die deutsche Stellung bei Lötzen, wurden jedoch unter Verlust von 1000 Gefangenen blutig abgewiesen. Nördlich der Weichsel blieb die Lage unverändert, dagegen hatten wir südlich der Weichsel im Bzuraabschnitt weitere erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen, ebenso auf dem rechten Pilicaufer südöstlich Tomaszow. In Galizien haben die Russen **während des Weihnachtsfestes ihre vor einigen Tagen begonnene Offensive mit starken Kräften fortgesetzt und sich wieder der Becken von Krosno und Jaslo bemächtigt. Am unteren Dunajec und an der Nieda ist die Lage unverändert. In den Karpathen entrissen die Österreicher den Russen nach hartem, für die letzteren sehr verlustreichen Ringen, den wichtigen Uzsokerpaß. Auf dem Balkankriegsschauplatz herrschte im großen und ganzen Ruhe.**

Aus Warschau läßt sich das „Berliner Tageblatt" über Rom melden, Tag und Nacht höre man die Litaneien der Bevölkerung, die zur Madonna beten. Warschau sei heute eine einzige große Kirche ohne Kerzen und Priester. Die Bevölkerung zöge es vor, das Kommen der Deutschen herbeizuwünschen, damit die ewige Nervosität ein Ende habe.

Nach der „Deutschen Tageszeitung" hätten die Warschauer Behörden infolge des bedrohlichen Vorrückens der deutschen und österreichischen Armeen Warschau bereits verlassen und seien unter Mitnahme sämtlicher Gelder und Akten nach Wilna übergesiedelt.

*

Neue französische Schandurteile.

Die Franzosen fahren in ihrem haßerfüllten Wirken gegen deutsche Gefangene fort. Aus Paris wird gemeldet:

Das Kriegsgericht des 10. Armeekorps in Rennes hat ein neues Schandurteil gegen deutsche Gefangene gefällt. Es handelt sich um die beiden Krankenpfleger Robert Günther und Wilhelm Tiede, die beim 17. Dragoner-Regiment Dienst taten. Sie standen unter der Anklage, einen Wandschrank erbrochen und Leinenwäsche daraus entwendet zu haben. Beide Angeklagten gaben zu, den Schrank aufgebrochen und die Wäsche herausgenommen zu haben, erklärten jedoch, die Leinwand notwendig für das Verbinden der Verwundeten gebraucht zu haben. Trotzdem sie Beweise für diese Behauptung erbringen konnten, wurden sie vom Kriegsgericht zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Das Kriegsgericht in Rennes verurteilte ferner den deutschen Kriegsgefangenen Heinrich Volmershausen zu einem Jahr Gefängnis, weil er in einem französischen Haus in der Gegend von Amiens drei französische Dekorationen: eine Rettungsmedaille, eine Militärmedaille und ein Kreuz der Ehrenlegion als Andenken angeblich eingesteckt hatte.

Konsul Ahlers freigelassen.

London, 22. Dezember.

Der frühere deutsche Konsul Ahlers in Sunderland ist auf Veranlassung des Home Office am Sonnabend nachmittag auf freien Fuß gesetzt worden. Als die Kunde von der Freilassung des Konsul Ahlers in der Stadt bekannt wurde, zogen 2000 Personen, zum größten Teil rauflustiger Pöbel, vor die von Deutschen geführten Schlächtereien und zertrümmerten die Einrichtungen. Die Polizei schritt nicht ein; keine einzige Verhaftung wurde vorgenommen.

Die „innere" Fahnenflucht in Frankreich.

Ein interessantes Streiflicht auf das Gemütsleben und die Disziplin im französischen Feldheer wirft ein Artikelchen im Pariser „Journal". Danach hat das dritte Pariser Kriegsgericht regelmäßig über eine Reihe von Fällen sogen. „innerer Desertion" zu befinden, d. h. über Soldaten, die es an der Front nicht mehr ausgehalten und zwar nicht zum Feinde, wohl aber nach Hause desertierten. Diese Fahnenflüchtigen werden vom „väterlichen" Kriegsgericht mit aller möglichen Milde behandelt und durchweg zum Strafminimum von zwei Jahren Zwangsarbeit mit Strafaufschub verurteilt. Denn das Gericht begreift und würdigt offenbar die nervöse Überanstrengung, die sich in den Reihen der Kämpfer fühlbar macht.

Mißstimmung in Paris.

Aus in Rotterdam eingetroffenen Privatbriefen aus Paris entnehmen die Blätter, daß die Stimmung in der französischen Hauptstadt sehr düster geworden ist und daß sich sogar eine revolutionäre Bewegung bemerkbar macht. Ueberall hört man das Jammern der Mütter, daß man nunmehr auch ihre 18- und 19jährigen Söhne zum Kriegsdienst heranzieht, und die Einwohnerschaft schließt daraus, daß es um die Sache Frankreichs nicht gut stehen kann. Dazu kommt die Klage der kranken und verwundeten aus dem Felde zurückgekehrten Krieger, von denen viele erfrorene Gliedmaßen und Rheumatismus be-

kamen. Es wird befürchtet, daß es bei der Einziehung der 18- und 19jährigen Rekruten zu revolutionären Kundgebungen gegen die Regierung kommen wird.

Die Ziele der französischen Sozialisten.

Die Pariser „Humanité" veröffentlicht ein Manifest, in dem die Führer der Sozialistenpartei erklären, daß ihre Gruppe sich jeder Erklärung in der Kammersession enthalten habe, um die Disziplin und Einigkeit nicht zu stören, die die Nation dem Feinde gegenüber bisher angenommen habe. Das Manifest führt aus, das Parlament müsse die Regierung in ihrer ungeheuren Aufgabe unterstützen, um die Waffen zu schmieden, derer die Nation und die Armee benötigen. Der Aufreibungskrieg könne noch lange dauern, aber er werde Frankreich nicht ermüden, da Frankreich für die Erhaltung seiner Unabhängigkeit und Einigkeit kämpfe. Frankreich kämpfe dafür, daß Elsaß-Lothringen zu seinem wahren Vaterlande zurückkehre, daß der preußische Imperialismus und alle Imperialismen künftig die freie Entwicklung der Nation nicht mehr hemmen können, daß dieser Krieg der letzte sei, daß aus dem Frieden endlich die Gerechtigkeit hervorgehe und daß Kinder und Kindeskinder die Wiederkehr der Barbarei nicht mehr zu befürchten brauchten. Dieses Ziel zu erreichen, seien die Sozialisten mehr als irgend jemand entschlossen, bis zum Siege zu kämpfen.

Zu einer Revolte der Deutschen

kam es in einem französischen Gefangenenlager, wo die Gefangenen riesige Sümpfe trocken legen müssen und bis zu den Knien im Wasser stehen.

Ein französischer Kreuzer gesunken.

Der französische Kreuzer „Admiral Charner" ist mit 375 Mann Besatzung 20 Kilometer von Jaffa gesunken.

Französischer Fliegerangriff auf Metz.

Paris, 28. Dezember.

Der französische Generalstabsbericht meldet: „Ein deutsches lenkbares Luftschiff warf etwa zehn Bomben auf Nancy ohne militärische Notwendigkeit mitten in die Stadt herab. Unsere Flieger wiederum bombardierten die Luftschiffhallen von Frescaty und einen der Metzer Bahnhöfe, wo man Zugverkehr signalisiert hatte, sowie die Kasernen von St. Privat in Metz."

Erreicht haben also die französischen Flieger nichts. Das deutsche Luftschiffe einige Orte bei Nancy mit Bomben bewarfen, war die berechtigte Antwort auf den ruchlosen Fliegerangriff gegen die deutschen Lazarette in Inor.

Feindliche Flieger über Dünkirchen.

Berlin, 28. Dezember.

W.T.B. verbreitet die folgende amtliche Mitteilung: Die Londoner „Daily Mail" meldet unter dem 23. Dezember aus Dünkirchen, daß Flieger der Verbündeten eine neue Zeppelinhalle mit zwölf Bomben beworfen und die Halle in Brand gesetzt hätten. Es ist richtig, daß während der letzten Tage Bomben von feindlichen Fliegern abgeworfen worden sind; eine Zeppelinhalle haben sie jedoch nicht beschädigt.

Ein „Zeppelin" flog am zweiten Feiertag früh 5 Uhr 20 Minuten über Nancy und warf 14 Bomben ab. Zwei Personen wurden getötet und zwei verletzt; einige Privathäuser wurden beschädigt.

Die Spahis kriegsunbrauchbar.

Lyon, 28. Dezember.

Der „Progrès" meldet aus Paris: Die marokkanischen Spahis wurden von der Heeresverwaltung von der Front zurückgezogen, da sie sich für den Dienst in den Schützengräben und für den Erdkrieg unverwendbar erwiesen. Der „Progrès" erklärt, es handele sich keineswegs um eine endgültige Außerdienstsetzung; die Heeresverwaltung warte eine Gelegenheit ab, wo sie die kriegerischen Eigenschaften der Spahis gewinnbringend verwerten könne.

*

Portugiesische Niederlage in Angola.

Den portugiesischen Sklavensöldnern Englands ist der erste Versuch, mit deutschen Kolonialtruppen anzubinden, übel bekommen. Aus Madrid wird berichtet:

Nach hier aus Lissabon eingetroffenen Meldungen hat das portugiesische Expeditionskorps unter dem Oberbefehl des Obersten Rocadas gegen deutsche Kolonialtruppen eine schwere Niederlage erlitten. Das Expeditionskorps des Obersten hatte die deutsche Grenze überschritten, als es von einem starken deutschen Truppenteil plötzlich angegriffen und zur Flucht gezwungen wurde. Die portugiesischen Truppen versuchten dann, sich in das auf portugiesischem Gebiete gelegene Naulila, einem befestigten Platze, zurückzuziehen. Die Verfolgung seitens der Deutschen war jedoch so heftig, daß es den Portugiesen nicht gelang, Naulila zu halten.

Nach weiteren Nachrichten, die über Mailand kommen, war die deutsche Streitmacht 2000 Reiter stark. Die amtlichen portuziesischen Nachrichten verschweigen den Einfall in deutsches Gebiet, der dem deutschen Gegenangriff auf Naulila voraufging, und sprechen nur von einem strategischen Rückzug des Obersten Rocadas.

*

Österreichs neuer Feldherr gegen Serbien.

Erzherzog Eugen an Stelle von Potiorek.

Der bisherige Oberkommandant der österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte, Feldzeugmeister Potiorek, hat um seinen Abschied gebeten und ist vom Kommando enthoben worden. An seiner Stelle wurde der General der Kavallerie Erzherzog Eugen ernannt. Zugleich wurde Feldmarschalleutnant Sarkotic zum Kommandierenden General für Bosnien und Herzegowina ernannt und ihm gleichzeitig die Funktionen eines Chefs der Landesregierung für Bosnien und Herzegowina übertragen.

Der österreichisch-ungarische Armeekommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich äußerte sich sehr zuversichtlich über die Kriegslage in Serbien: „Es ist kein Grund zur Besorgnis wegen Serbien vorhanden. Alles ist im Gange und wird eintreffen, was das Vertrauen in die Armee rechtfertigt. Das Gelände in Serbien ist furchtbar, die Wege unwegsam, das Wetter schrecklich. Es gibt aber kein Hindernis, worüber die nunmehr gestählte Armee früher oder später nicht triumphieren würde." Wie amtlich in Wien bekanntgegeben wurde, hatte das Oberkommando der Balkanstreitkräfte die Erreichung des idealen Zieles aller Kriegführung, die völlige Niederwerfung des Gegners, ins Auge gefaßt, dabei aber den zu überwindenden Schwierigkeiten nicht genügend Rechnung getragen. „Infolge der Ungunst der Witterung waren die wenigen, durch unwirtliches Terrain führenden Nachschublinien" — so heißt es in der Verlautbarung weiter — „in einen solchen Zustand geraten, daß es unmöglich wurde, der Armee die notwendige Verpflegung und Munition zuzuführen. Da gleichzeitig der Feind neue Kräfte gesammelt hatte und zum Angriff überging, mußte die Offensive abgebrochen werden und war es ein Gebot der Klugheit, die Armee nicht unter ungünstigen Verhältnissen zum entscheidenden Kampfe zu stellen. Unsere in Serbien eingedrungenen Streitkräfte sind, den widrigen Verhältnissen nachgebend, zurückgegangen; sie sind aber nicht geschlagen, sie sehen ungebrochenen Mutes neuen Kämpfen entgegen."

*

Türkischer Seesieg im Schwarzen Meer.

In der Nacht vom 23. zum 24. Dezember unternahm das türkische Kriegsschiff „Midilli" (der frühere deutsche Kreuzer „Breslau") eine Kreuzfahrt im Schwarzen Meer, während zwei andere Kriegsschiffe vor Batum lagen. Der türkische Kreuzer begegnete im Schwarzen Meer der gesamten russischen Flotte. Trotz der vielfachen Überlegenheit des Feindes nahm der türkische Kreuzer sofort den Kampf auf.

Im Lichte der Scheinwerfer erkannte der Kommandant, daß sich bei der russischen Flotte auch ein Minenleger befand, der, wie später festgestellt wurde, den Namen „Oleg" führte. Er wurde in den Grund geschossen. Auch das russische Linienschiff „Rostislaw" wurde schwer beschädigt. Die übrige russische Flotte verlor sich in der Dunkelheit, und es gelang ihr, nach Sewastopol zu entkommen. Später gelang es dem türkischen Kreuzer, in dem sich lichtenden Morgennebel noch einen zweiten russischen Minenleger „Athos" in den Grund zu schießen. Seine Besatzung, bestehend aus zwei Offizieren und dreißig Mann, wurde gefangengenommen, nach Konstantinopel und dann nach Ismid gebracht.

Aus den Aussagen der Gefangenen geht hervor, daß die russische Flotte die beiden Minenleger, die mit Steinen und Dynamit beladen waren, nach dem Hafen von Sunguldak, dem Ausfuhrhafen für die Kohlengruben von Heraklea, bringen und dort versenken wollte. Da die türkische Flotte auf ihren Fahrten im Schwarzen Meer ihre Kohlen größtenteils aus diesem Hafen bezieht, hat das rechtzeitige mutige Eingreifen des türkischen Kreuzers die türkische Flotte vor einer schweren Schädigung bewahrt. Ein anderer Kreuzer, die „Hamidijeh", hat inzwischen in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember Batum erfolgreich bombardiert und die türkische Aktion zu Lande damit wesentlich unterstützt. Im Kaukasus schreiten die türkischen Truppen siegreich vor.

*

Keine japanischen Truppen nach Europa.

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" meldet aus Tokio: Bei Beantwortung einer Anfrage in der japanischen Kammer teilte der japanische Minister des Aeußeren mit, daß bis jetzt kein einziges Land Japan ersucht habe, Truppen nach Europa zu schicken.

Sozialdemokratische Friedenskonferenz.

Eine von Sozialdemokraten verschiedener Länder nach Kopenhagen einberufene Friedenskonferenz ist auf den 17. und 18. Januar 1915 festgesetzt worden. Presse und Publikum sind von den Verhandlungen ausgeschlossen. Im Anschluß an die Konferenz wird eine große öffentliche Demonstrationsversammlung für den Frieden abgehalten werden.

Die Weihnachtsfeier im Großen Hauptquartier

war ebenso einfach und schlicht, wie eindrucksvoll. Die weite Halle war über und über mit Tannengrün geschmückt. Jedermann, vom Kaiser bis zum schlichten Landwehrmann, fand seinen Platz an den Tischen, die in gleichen Abständen mit Lichtern geschmückte Bäume trugen. Jeder Offizier und jeder Mann erhielt den gleichen Pfefferkuchen, Aepfel und Nüsse, sowie ein Bild des Kaisers. Die Mannschaften erhielten außerdem Tabakbeutel und Zigarren. An der Stirnseite des Raumes war ein Altar errichtet und davor eine große Krippe. An den Seiten standen hohe Christtannen. Der alte Weihnachtssang „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit" leitete die Feier ein, sobald der Kaiser die Anwesenden mit dem Gruße „Guten Abend, Kameraden!" begrüßt hatte. Es folgte eine kurze Ansprache des Pfarrers, dann das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht". Nachdem Generaloberst von Plessen dem Kaiser für die Bereitung des Festes gedankt hatte, hielt der Kaiser folgende Ansprache:

Kameraden! In Wehr und Waffen stehen wir hier versammelt, dieses heilige Fest zu feiern, das wir sonst im Frieden zu Hause feiern. Unsere Gedanken schweifen zurück zu den Unsrigen daheim, denen wir diese Gaben danken, die wir heute so reichlich auf unseren Tischen sehen. Gott ließ zu, daß der Feind uns zwang, dieses Fest hier zu feiern. Wir sind überfallen. Wir wehren uns; das gebe Gott, daß aus diesem Friedensfest mit unserem Gott für uns und für unser Land aus schwerem Kampf ein reicher Sieg erstehe. Wir stehen auf feindlichem Boden, dem Feinde die Spitze unseres Schwertes, das Herz unserem Gott zugewandt. Wir sprechen es aus, wie es einst der Große Kurfürst getan hat: In den Staub mit allen Feinden Deutschlands! Amen.

Der Kaiser ging dann an den Tischen entlang und zeichnete viele Offiziere und Mannschaften durch Ansprachen aus.

Slaventreu — Sklaventreu.

Zum Verständnis der russischen Soldatenseele.

Das bei Lodz geschlagene russische Heer kämpft an der Bzura, Rawka und Pilica mit großer Hartnäckigkeit um die Rückzugslinie nach Lodz. Dieselben russischen Soldaten, die, von Hunger und Leiden zermürbt, oft in überraschend großer Anzahl vor wenigen deutschen Soldaten die Waffen strecken, geben hier das Beispiel unerschütterter Tapferkeit, trotzdem der Russe nicht für die hohen idealen Werte kämpft, wie unsere Feldgrauen, und auch andere Dinge mitsprechen, die seinen Mut und guten Willen zu lähmen geeignet scheinen. Wir hören oft von der harten Behandlung, die russische Offiziere den ihnen untergebenen Soldaten zuteil werden lassen. Maulschellen sind an der Tagesordnung, die Knute teilt hageldichte Hiebe aus. Die wüstesten Schimpfworte klingen ständig an das Ohr der Leute, das meist schon völlig abgestumpft dagegen ist. Völlig falsch wäre es aber, daraus zu schließen, daß der russische Soldat nicht an seinem Vorgesetzten hänge. Bezeichnend für das eigenartige Verhältnis der Russen zu jeder ihnen übergeordneten Gewalt sind die Aufzeichnungen, die unser großer Schlachtendenker Moltke bei seinem Aufenthalt in Petersburg und Moskau anläßlich der Krönung Alexander II. von Rußland (7. September 1856) in seinem Tagebuch machte.

Moltke schreibt: „Während die Krönungsfeierlichkeiten stattfanden, drängte sich draußen weit hinten, Kopf an Kopf, eine gewaltige jauchzende Volksmenge. Sie konnte nicht sehen, was hinter den hohen Tempelmauern vorging, aber der Jubel von innen, das Läuten der Glocken, das Donnern der Geschütze und die Fanfaren der Musikkorps sagten ihnen, daß ihr Zar, ihr Batuschka, jetzt gekrönt und gesalbt sei." In dem Namen „Batuschka", der soviel wie „Väterchen" bedeutet, findet Moltke die Erklärung für das Verhältnis des Russen zu seinem Herrscher. Die Grundlage aller Rechtszustände in Rußland ist die väterliche Gewalt. Moltke sagt: „Ein Vater kann ungerecht und hart sein, aber das hebt sein väterliches Recht nicht auf. Der Russe muß durchaus einen Herrn haben. Er sucht ihn sich, wenn er ihm fehlt. Die Gemeine wählt sich den Starosten. Ohne ihn wäre sie ein Bienenschwarm ohne Königin."

Ganz ähnlich ist das Verhältnis zwischen den russischen Soldaten und ihren Vorgesetzten. Moltke schildert dies mit folgenden drastischen Worten: „Er würde ohne seinen Hauptmann in der tödlichsten Verlegenheit sein. Wer sollte für ihn denken, ihn fürchten, ihn strafen? Er glaubt vielleicht von ihm, daß er ihm das Seinige vorenthält, er wird im Jähzorn von ihm mißhandelt, aber er liebt ihn darum doch mehr als den Deutschen, der mit Recht und Überlegung züchtigt. Wenn der europäische Soldat seinen Unteroffizier in betrunkenem Zustande sähe, so wäre es mit der Disziplin aus. Der russische legt den seinen zu Bette, wäscht ihn ab und gehorcht ihm morgen, wenn er ausgeschlafen, mit derselben Treue wie zuvor."

Zweifellos hat sich seit jenen Tagen vieles im russischen Heer in dieser Hinsicht gebessert. Aber im großen Ganzen trifft das, was unser großer Feldmarschall scharfen Auges beobachtete, auf Volk und Heer sicherlich auch heute noch zu und erklärt das Verhalten der russischen Soldaten, die trotz schlechter Behandlung, trotz Hunger und Kälte immer wieder ausharren und sich ins Feuer bringen lassen. Es sind auch heute noch Halbasiaten — Moltke spricht mit gutem Bedacht im Gegensatz zu ihnen von europäischen — und ihre Treue ist Unterwürfigkeit. Sie ist sklavenhaft verglichen mit der mannhaften, aufrechten, von tiefem Rechtsbewußtsein und freiem Erkennen getragenen deutschen Disziplin. *H. K.*

Wir halten fest und treu zusammen.

Vernehmt's ihr Völker allesamt und tragt's in alle Welt:
„Was deutscher Sitte angestammt, auch treu zusammenhält.
Wir wollen eines Sinnes sein, vereint zusammengeh'n
Und Hand in Hand entschlossen sein, dem Feind zu widersteh'n!"
Es soll Begeist'rung uns entflammen, Germania und Austria,
Es halten fest und treu zusammen Germania und Austria!
Hurra!

Die Freiheit, unser höchstes Gut, ist schwer bedroht vom Feind,
Drum floß gemischt viel teures Blut von uns, die wir vereint.
Wir steh'n in Treue Seit' an Seit' in scheinbar großer Not,
Doch kämpfen wir in heißem Streit, den Sieg verleiht uns Gott!
Es soll usw.

Vom Ostsee- bis zum Donaustrand, von Memel über'n Rhein
Sind wir von hellem Mut entbrannt, wir wollen Sieger sein.
Wir schützen beider Kaiser Reich, sind fröhlich, frisch und fromm,
Und gilt's den letzten Tropfen gleich, wer's wagen will, der komm'!
Es soll usw.

Ob Preuße, Sachse, Bayer, Schwab', Oestreicher, Czech, Pandur,
Wir schirmen Heimat, Weib und Hab' und unsrer Väter Flur,
Wir schirmen über's Grab hinaus den Kaiser und das Reich,
Wir achten nicht der Kugeln Braus, wir denken alle gleich!
Es soll usw.

Wir trau'n auf Gott und uns allein, daß der Feind zur Hölle fliegt,
Es darf nicht eher Friede sein, bis er am Boden liegt;
Dann hat Europa keine Not, erst dann wird Ruhe sein,
Drum Kampf auf Leben oder Tod für unsrer Reiche Sein!
Es soll usw.

A. Voigt.

Die große Zeit 1870/71.

Am 1. Januar 1871 veröffentlichte das Gesetzesblatt des Norddeutschen Bundes den Entwurf der Verfassung des Deutschen Reiches; der Lohn der blutigen Mühen und Opfer des Krieges begann greifbar in die Erscheinung zu treten. Prinz Friedrich Karl erhielt den Befehl, die Linie des Loir zu überschreiten und zur Offensive überzugehen; zugleich hatte dieser Feldherr die Aufgabe, dem etwaigen Versuch Bourbakis, auf Paris zu marschieren, entgegenzutreten. Am selben Tage stellten die Forts Nogent, Rosny und Noissy, im Süden von Paris, ihr Feuer ein.

Am 2. Januar kapitulierte die Festung Mezieres; 2000 Gefangene wurden gemacht, 106 Geschütze erbeutet. Am selben Tage fanden glänzende Rekognoszierungsgefechte bei Croise (südlich von Delle) statt, und General von Werder verließ Dijon, seiner großen Aufgabe gegen Bourbaki entgegengehend. Am 3. Januar kam es zu der schweren Schlacht bei Bapaume, in der General von Goeben sich mit der 15. Division in neunstündigem Kampfe gegen zwei feindliche Armeekorps unter General Faidherbe behauptete. Nach außerordentlich schweren Verlusten traten die Franzosen in der Nacht den Rückzug an. Am 4. Januar, an welchem Tage Prinz Friedrich Karl gegen Chanzys Armee von Orleans aus wieder vorzugehen begann, überfiel General von Bentheim die Franzosen bei Bourgachard auf dem linken Seineufer und zersprengte sie; 500 Gefangene wurden gemacht, 3 Fahnen und 2 Geschütze erbeutet.

Bourbakis Plan ging dahin, bei Belfort durchzubrechen und mit einem Heere in Süddeutschland einzufallen. Es bedurfte ungeheuerlicher Anstrengungen für General Werder mit seinen Badensern, um in hartnäckigen Kämpfen die französische Uebermacht zurückzuschlagen. Am 5. Januar kam es zu einem Gefecht bei Vesoul, und Werder konnte erkennen, daß die gesamte Bourbakische Armee gegen ihn im Anrücken war. Am selben Tage wurde durch einen Handstreich die französische Festung Rocroi genommen, und am gleichen Tage begann der deutsche Angriff auf die Südfront von Paris. Zugleich erhielt unter Abberufung Manteuffels zur Südarmee General von Goeben das Kommando über die 1. Armee im Norden. Am 6. Januar brachte die Beschießung der Pariser Südfront durch deutsche Geschütze die Forts Issy und Vouvres zum Schweigen, und die Werderschen Truppen hatten glückliche Rekognoszierungsgefechte gegen Bourbaki. Am selben Tage begannen die sechstägigen Kämpfe bei Le Mans gegen General Chanzy, die diesem zwar sofort eine Niederlage brachten, aber ihn trotzdem zu zähem Aushalten veranlaßten.

Auras und Umgegend.

Auras, den 31. Dezember 1914.

* **Den Heldentod für das Deutsche Vaterland fand in Rußland der Pionier im Pionier-Bataillon Nr. 1 Paul Dittrich aus Auras.**

* **Im Jahre 1915 werden an folgenden Tagen Gerichtsgeschäfte hierselbst erledigt werden können: 30. Januar, 13. März, 1. Mai, 12. Juni, 10. Juli, 18. September, 6. November und 18 Dezember.**

* **Der hiesige Kriegerverein hält seine nächste Versammlung am Sonntag nach Neujahr ab (siehe auch Annonce).**

* **Der evangelische Männer- und Jünglingsverein hält seine nächste Versammlung am 7. Januar c. ab.**

Schlesien und Grenzgebiete.

Breslau. Als Postdirektor nach Brüssel. Postdirektor Roesener in Breslau ist in gleicher Eigenschaft nach Brüssel versetzt. — Zwei Söhne Körtes gefallen. Zwei Söhne des Oberbürgermeisters von Königsberg, Körte, der früher dem Breslauer Magistrat angehörte, sind gefallen, nämlich der Leutnant zur See Ernst Körte an Bord des Kreuzers „Scharnhorst" und der Kriegsfreiwillige Friedrich Körte im Alter von 18 Jahren.

Beuthen OS. Die Gelegenheit benutzt. Unter den Oberschlesiern, die Mitte November in Thüringen vorübergehend untergebracht wurden, befanden sich auch mehrere Lehrer. Von diesen haben elf im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt Anstellung gefunden.

Frankenstein. Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich in der Baitzener Mühle. Der Müllerlehrling Maraze hantierte an einem Fahrstuhl und griff dabei derartig unvorsichtig in die Bremse, daß er vom Fahrstuhl gepackt und gegen die Decke gepreßt wurde. Der Unglückliche wurde vollständig zerquetscht.

Friedland (Bez. Breslau). Zum Pfarrer von Friedland wurde Oberkaplan Bienert bestellt. Er wird am 4. Januar in sein neues Amt eingeführt werden.

Gottesberg. Ein Leichenträger vom Sarge totgequetscht. Der Schuhmachermeister und Leichenträger Aufgebauer beteiligte sich in Nieder-Hermsdorf am Transport einer Leiche. Hierbei wurde er bei einer unvorhergesehenen Wendung mit solcher Wucht gegen eine Wand gedrückt, daß er mit schweren inneren Verletzungen zusammenbrach und nach kurzer Zeit starb.

Grünberg. Konkurskuriosum. Ueber den Nachlaß des verstorbenen Kaufmanns Georg Loll wurde das Konkursverfahren eröffnet, welches ein selten vorkommendes Endergebnis zeitigte. Während nur 38586 Mark nicht bevorrechtigte Forderungen zu berücksichtigen waren, hat sich die verfügbare Masse auf 81820 Mark belaufen.

Grunwald, Kreis Glatz. Konzessionsentziehung. Dem seit 50 Jahren bestehenden Gasthof des jetzigen Besitzers Kastner wurde die Konzession entzogen. Der Wirt hatte mehrmals gegen die Polizeivorschriften verstoßen.

Hirschberg. Zwei Menschen verbrannt. In Hindorf brannte das Wienersche Bauerngut nieder. Hierbei fanden der Stellenbesitzer Menz und seine Frau den Tod in den Flammen.

Alt-Jauer. Die Beine abgequetscht. In der Zuckerfabrik Alt-Jauer verunglückte der Arbeiter Gustav Runge. Ihm wurden von einer Betriebsmaschine beide Beine abgequetscht, so daß er nach wenigen Stunden starb.

Kattowitz. Der Landsturm denkt an Weib und Kind. Auch im Feindeslande ist das Herz unserer braven Landsturmleute bei den Angehörigen in der Heimat, im Geist und Willen wenigstens, und sie tun alles, um die Lage der Lieben zu Hause zu verbessern. Selbst der Sold im Felde wird aufgespart, um den Lieben in der Heimat die Lage zu erleichtern. Dieser Tage sind vom Landsturmbataillon Prochnow-Kattowitz über 12000 Mark an die Angehörigen in der Heimat geschickt worden, davon von der 1. Kompagnie allein zirka 3000 Mark. Die braven Wehrmänner haben wacker all' die Monate im Felde gespart, um den Lieben in der Heimat eine Weihnachtsfreude zu bereiten. — **Drei Kattowitzer Brüder mit dem Eisernen Kreuz.** Außer den beiden mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Brüdern Forchmann hat auch der dritte Bruder, der hiesige Baumeister Kurt Forchmann, das Eiserne Kreuz erworben. Alle drei erwarben sich diese Auszeichnung auf dem westlichen Kriegsschauplatz, wo sie als Oberleutnants kämpfen. Die drei Brüder sind Söhne des verstorbenen Stadtrats Forchmann.

Lobschütz. Bürgermeisterwahl. In der letzten Sitzung der Stadtverordneten wurde der bisherige Bürgermeister Priemer, dessen Amtszeit im April n. J. abläuft, auf die Dauer von 12 Jahren einstimmig wiedergewählt. Vorher war das Bürgermeistergehalt auf 9200 M. Anfangsgehalt, 1000 M. Wohnungsentschädigung und Alterszulagen von je 600 M. von 3 zu 3 Jahren festgestellt worden.

Löwen. Brückenbau. In der Stadtverordnetensitzung wurde zum Neißebrückenbau ein Darlehn von 50000 Mark bewilligt.

Miechowitz OS. Die Finger abgehackt. Ein Fleischerlehrling des Fleischermeisters P. hackte dem 11jährigen Schulknaben Wilhelm Labus an beiden Händen mehrere Finger ab.

Myslowitz. Die berühmten „300000 Russen", die in den letzten Tagen viele Leute in der Phantasie als Gefangene sahen, waren der springende Punkt einer Wette in einem hiesigen Restaurant. Während eine Stimme behauptete, die amtliche Bestätigung sei bereits da, war eine andere Stimme dagegen. Beide Parteien kamen überein, je 100 Mark zu hinterlegen, der verlierende Teil sollte 100 Mark bluten. Ein Großkaufmann vom Ringe, der zufällig anwesend war, wurde als „Hinterlegungsstelle" bestimmt, und er nahm auch von den Wettenden zwei „Blaue" entgegen. Um der Sache die nötige Würze zu geben, mußte die Wette mit zwei Flaschen Wein begossen werden, was die siegesbewußte Partei anregte; die Kosten sollte der unterliegende Teil tragen. Während man fröhlich und guter Dinge war und sich gegenseitig auf den großen Sieg anprostete, merkte man gar nicht, daß das „Ohr des Gesetzes" alles belauscht hatte Am nächsten Morgen erschien an der „Hinterlegungsstelle" der städtische Beamte und überbrachte ein Zahlungsverbot über die Einlage der einen wettenden Partei für einen größeren Teil der hinterlegten 100 Mark wegen rückständiger Steuern.

Ohlau. Ausgerückter Bräutigam. Kürzlich sollte die Hochzeit eines Stallschweizers aus Gaulau mit einem Dienstmädchen aus Bischwitz b. W. stattfinden. Kurz vor dem angesetzten Hochzeitstage ließ der Bräutigam sich von der Braut einen größeren Geldbetrag aushändigen, um angeblich die standesamtlichen Urkunden zu holen. Er fuhr dann auf dem Rade ab und kehrte nicht mehr zurück.

Ottmachau. Eisenbahnunfall. Am heiligen Abend überfuhr ein Eisenbahnzug bei Heinersdorf einen Bierwagen und zertrümmerte ihn vollständig. Der Kutscher, ein Patschkauer, wurde tödlich verletzt. Die Lokomotive erlitt kleine Beschädigungen.

Prausnitz. Den Heldentod fürs Vaterland starben beide Söhne des Lehrers Rudolph in Dobrtowitz.

Ratibor. Neue Brücke. Die im Zuge der Oderstraße im Auftrage der Stadt von der Firma Dyckerhof u. Sigmann in Dresden-Neustadt mit einem Kostenaufwande von über 500000 Mark neuerbaute Oderbrücke wurde dem freien Verkehr übergeben.

Reichenbach. Tödlicher Sturz mit dem Fahrrade. Der Mitinhaber der hiesigen Firma Gebr. Knorr stürzte bei Schumannsheide mit dem Fahrrade. Er erlitt einen Schädelbruch, an dessen Folgen er im ev. Krankenhause zu Langenbielau verstarb.

Schweidnitz. Ein Kind überfahren. Das dreijährige Kind Milde riß sich von der Hand der Großmutter los und wollte über die Straße eilen. Im selben Moment geriet es unter die Räder eines Wagens. Tödlich verletzt wurde das Kind hervorgezogen.

Seidenberg. Unglück auf dem Eise. Die beiden Schulknaben Rudolf Hausmann und Oskar Neumann von hier sind in der Nähe von Kolin auf dem Eise eingebrochen und ertrunken.

Weißwasser OL. Beim „Kriegspielen" kam es zwischen den mit Holzsäbeln ausgerüsteten Knaben zu einer „Schlacht". Hierbei wurde dem 14jährigen Schulknaben Kahle aus Rietschen ein Auge ausgestochen.

Zabrze. Der Dämon Scharlach. Nachdem Lehrer Schweder vor einigen Wochen bereits ein Kind durch Scharlach verloren hatte, wurde dieser Tage ein zweites, derselben Krankheit erlegenes Kind zu Grabe getragen. Ein drittes ist gleichfalls an Scharlach erkrankt.

Zülz. Tödlich verletzt wurde der Arbeiter Rosenberger von hier. Er wurde, als er mit seinem Rade in der Nähe der Spillerschen Ziegelei fuhr, in der Dunkelheit von einem Fuhrwerk angefahren. An den Verletzungen ist er gestorben.

Auf Vorposten.

Nun flieht die Nacht, die milde, es steigt mit gold'nem Schilde
Der Morgen licht empor;
Nun weicht das nächt'ge Bangen, die Sonne tritt mit Prangen
Aus dunklem Wolkenflor.
Es regt sich in der Runde das weite Feld entlang,
Die frühe Morgenstunde grüßt eh'rner Waffenklang.

Doch eh' die Trommler werben zum Siegen oder Sterben
Am heißen Tag der Schlacht,
Denk' ich am stillen Morgen der Lieben, die in Sorgen
Um mich die Nacht durchwacht.
Noch einmal, wie im Traume, kehr' ich zum Heimatsherd
Allein am Waldessaume mit Gott und meinem Schwert.

Gott grüß' euch, meine Lieben! Ich wäre gern geblieben
Bei euch, doch konnt's nicht sein.
Es brach der Feind, der mächt'ge, der freche, niederträcht'ge,
In unsre Grenzen ein.
Als er mit Roß und Wagen bedroht den heim'schen Herd,
Da flog zu schnellem Schlagen heraus das deutsche Schwert.

Nun sind wir da, gerüstet, wenn es den Feind gelüstet,
Zu blutigem Gefecht.
Wir zittern nicht noch zagen, die große Schlacht zu schlagen,
Denn mit uns ist das Recht!
Als Sieger kehr'n wir wieder, an Ruhm und Ehren reich,
Beim Klang der Jubellieder, am Helm den Eichenzweig.

Und die im Kampf gefallen, Deutschland dankt ihnen allen
In Trauern ernst und still.
Und ist mir selbst im Frieden die Heimkehr nicht beschieden,
So sei's, wie Gott es will!
So mag mein Herzblut färben des kühlen Grabes Rand.
Es ist das schönste Sterben der Tod für's Vaterland! N.

Warum muß Deutschland siegen? Diese Frage hat der „Tag" zum Gegenstande einer Rundfrage gemacht, die er an verschiedene führende deutsche Persönlichkeiten gerichtet hat. U. a auch an den konservativen Führer Abg. Dr. von Heydebrand und der Lasa, der sich folgendermaßen dazu geäußert hat:

Sie fragen mich nach meiner Meinung darüber, „warum Deutschland siegen muß". Die Antwort ist natürlich Ueberzeugungssache — ein objektiver geschichtlicher Zwang ergibt sich daraus nicht. Meine Ueberzeugung aber stützt sich auf die für uns evidente Lage eines Kampfes um unsere Existenz, der naturnotwendig alle, auch die letzten Kräfte eines Volkes lebendig und mit äußerster Anspannung zur Geltung bringen muß. Daß diese aber sowohl ideell wie materiell ungeheure sind, dürfte selbst dem blödesten gegnerischen oder „neutralen" Auge, das einen Blick hinauf auf die Schlachtfelder und die Zusammenfassung unserer Arbeit im Innern zu werfen vermag, inzwischen klar geworden sein, und jede Betrachtung unseres Volkslebens beweist uns, daß wir da noch lange nicht am Ende unserer Kräfte sind. Dies aber könnte sehr bald für unsere Gegner gelten. Selbst das an Menschen unerschöpfliche Rußland scheint an brauchbaren Soldaten, Waffen und Munitionsmaterial nicht weit vom Ende seiner disponiblen, zu offensiven Zwecken verwendbaren Machtmittel angelangt zu sein. Belgien liegt am Boden. Frankreich ist nur zu einer Defensive noch fähig, und England kann bald in die Lage versetzt sein, nicht bloß um eine Invasion, sondern vor allem um seine Zufuhr sorgen zu müssen, wenn es uns gelingt, ihm die Meeresstraße um seine Küste wirksam zu stören. Wir aber können auch wirtschaftlich noch lange durchhalten, dank unserem gesunden Wirtschaftssystem und unserer leistungsfähigen Landwirtschaft, deren nationaler Wert geradezu als eine Vorbedingung für unsere Existenz und unser Durchhalten offen am Tage liegt! Und zu dem allen ein einiger, opferbereiter, hoffnungsvoller, entschlossener Geist des ganzen Volkes, vom Palast bis zur Hütte ohne Unterschied des Standes, Berufs und Geschlechts. — Das sind eben Volkskräfte, gegen die selbst eine feindliche Welt nicht durchdringt, und die durchhalten bis zu Ende! Darum müssen wir siegen, wenn anders, wie doch die Erfahrung lehrt, die Weltgeschichte — das Weltgericht bleibt!

Kriegs- Chronik

21. Dezember. In den Karpathen Fortschritte der österreichisch-ungarischen Truppen. — Ein deutscher Marineflieger wirft Bomben auf Dover. — Französische Schiffe beschießen erfolglos die syrische Küste bei Alexandrette. — Ein französisches Kriegsgericht verurteilt deutsche Krankenpfleger rechtswidrig zu Gefängnis, weil sie Leinenzug für Verwundete requirierten.

22. Dezember. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz machen Engländer und Franzosen Vorstöße, um ihre verlorenen Stellungen bei Festubert und Givenchy zurückzunehmen, werden aber blutig zurückgewiesen. Ebenso scheitern französische Angriffe bei Albert, Compiègne, Souain, Perthes und Verdun. Vordringen der Deutschen im westlichen Teile der Argonnen. Vorwärtsdringen der Unsern unter heftigen Kämpfen in Polen.

22. Dezember. Angriffe der Russen in Galizien werden unter schweren Verlusten für sie abgeschlagen. — An der Kaukasusfront überraschen türkische Truppen die Russen durch einen Nachtangriff und schlagen sie in die Flucht. Die türkische Armee trat von Damaskus aus den Vormarsch gegen den Suezkanal an.

23. Dezember. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz werden Angriffe des Feindes bei Lombartzyde und Birschote abgewiesen. Bei Richebourg l'Avoue werden die Engländer aus ihren Stellungen geworfen. In den letzten Tagen machen die Unsern 750 farbige und englische Gefangene und erbeuten fünf Maschinengewehre und vier Minenwerfer. Französische Angriffe zersplittern unter schweren Verlusten bei Sillery, Souain und Perthes im Feuer der Deutschen. In Polen dauern die Kämpfe an. — Das französische Unterseeboot „Curie" wird von österreichischen Strandbatterien zum Sinken gebracht. In der Otrantostraße an der italienischen Küste im Adriatischen Meer torpediert das österreichische Unterseeboot „12" einen französischen Dreadnought und erzielt zwei Treffer.

24. Dezember. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz werden eine Anzahl Angriffe des Feindes zurückgewiesen. Bei Birschoote machen die Unsern einige hundert Gefangene. — Im Osten gehen die Deutschen erneut zur Offensive über, nehmen die feindliche Stellung bei Mlava und machen über 1000 Russen zu Gefangenen. In heftigen Bajonettkämpfen am Bzura- und Rawka-Abschnitt erleiden die Russen große Verluste. Sie werden auf dem rechten Pilicaufer unter schweren Verlusten wiederholt zurückgeschlagen.

25. Dezember. In Nordfrankreich verlieren die Engländer bei Festubert eine Befestigung. Bei Chivry wird eine französische Kompagnie ausgehoben und größtenteils gefangengenommen. Die Franzosen haben schwere Verluste, als sie versuchen, die Stellung wiederzunehmen. Weitere Angriffe scheitern im Feuer der Unsern. — Die österreich-ungarischen Truppen dringen in den Karpathen und Galizien weiter vor.

26. Dezember. Meldung, daß in Nordfrankreich bei Festubert 19 englische Offiziere und 819 Farbige und Engländer gefangen, 14 Maschinengewehre, 12 Minenwerfer, Scheinwerfer und anderes Kriegsmaterial erbeutet wurden. Über 3000 tote Engländer blieben auf der Walstatt. Verschiedene Vorstöße der Franzosen bei Nieuport, bei Amiens und Compiègne, in den Vogesen bleiben ohne Erfolg, mehrere hundert Franzosen werden gefangen. Auf das Dorf Ivor bei Montmédy, das in deutschem Besitz ist, wirft ein französischer Flieger Bomben, obwohl sich dort nur deutlich gekennzeichnete Lazarette befinden. Als Vergeltungsmaßregel dafür und die Bombardierung der außerhalb der kriegerischen Operationen liegenden offenen Stadt Freiburg i. B. durch französische Flugzeuge werden deutscherseits mehrere bei Nancy liegende von Franzosen besetzte Orte von deutschen Fliegern bombardiert. — Im Osten scheitern russische Angriffe bei Lötzen, die 1000 Gefangene in unserer Hand lassen. Südlich der Weichsel in Polen schreiten die deutschen Angriffe vor, ebenso auf dem rechten Pilicaufer. — Meldung, daß am Vortage leichte englische Seestreitkräfte einen Vorstoß in die deutsche Bucht bei Cuxhaven gemacht haben. Englische Wasserflugzeuge werfen Bomben mit der Absicht, Schiffe und Gasbehälter zu treffen. Sie erzielen keine Treffer, Schaden wird nicht angerichtet. Deutsche Luftschiffe und Flugzeuge wenden sich gegen die Engländer, vertreiben sie und beschädigen durch erfolgreiche Bombenwürfe zwei englische Torpedobootszerstörer und einen Begleitdampfer. — Im Kaukasus werfen die türkischen Truppen die Russen über die Grenze zurück, die ihre Stellungen aufgeben und teilweise in Unordnung flüchten.

27. Dezember. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz wird bei La Boisselle ein französischer Vorstoß abgewiesen, unsere Truppen machen einen erfolgreichen Gegenstoß. Weitere Vorstöße in den Argonnen und bei Verdun brechen im Feuer der Deutschen zusammen, ebenso im Oberelsaß. Eine Höhe bei Thann, welche die Franzosen besetzten, wird von den Unsern wiedergenommen. — In Polen machen die Angriffe der Deutschen weitere Fortschrite.

27. Dezember. Der türkische kleine Kreuzer „Midilli" (früher als „Breslau" in deutschem Besitz) greift in der Nacht ein russisches Geschwader im Schwarzen Meer an, beschädigt das russische Linienschiff „Rostislaw" erheblich und versenkt die beiden Minenleger „Oleg" und „Athos". Der türkische Kreuzer „Hamidijeh" beschießt erfolgreich Batum.

28. Dezember. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz werden alle feindlichen Angriffsversuche zurückgeschlagen. — In Nordpolen entwickeln sich die deutschen Angriffe weiter. — Die englische Admiralität teilt mit, daß bei dem verunglückten Angriff auf Cuxhaven vier englische Wasserflugzeuge von sieben beteiligten verlorengingen.

Im Kriegsgefangenenlager bei Wesel.

(Was ein Norweger sah.)

Walter T. B. Tambs, Mitarbeiter des „Morgenblad" in Christiania, schickt seinem Blatte über einen Besuch, den er in dem in der Nähe von Wesel eingerichteten Kriegsgefangenenlager machte, eine interessante Schilderung, in der er u. a. erzählt: Nicht weit von der Festung Wesel liegt das Dorf Friedrichsfeld, das jetzt als Lager für Kriegsgefangene eine Volkstümlichkeit erlangt hat, von der es sich kaum in Friedenszeit hat träumen lassen. Von den 430 000 Kriegsgefangenen, die sich jetzt in Deutschland befinden, sind etwa 17 000 in Friedrichsfeld untergebracht. Auf dem Platz haben die Kriegsgefangenen selbst ihre Baracken zusammengezimmert, die einen reinlichen und vorteilhaften Eindruck machen. Die Baracken sind in mehrere Abteilungen eingeteilt, ringsum an den Wänden sind Holzbänke, die gleichzeitig als Schlafstellen dienen. Jeder Gefangene hat seinen Strohsack und seine Decke wie die Soldaten in den deutschen Kasernen. Im Lager sah ich Vertreter von allen Feinden Deutschlands: Belgier, Franzosen, Engländer, Zuaven, Turkos und andere französische Kolonialtruppen. Indessen hielten sich die verschiedenen Nationen so viel wie möglich voneinander gesondert, und es kam auch vor, wie mir erzählt wurde, daß die Gefangenen sich in die Haare gerieten. Es war gerade nach der Mittagzeit, als ich hinkam, und die Gefangenen hatten ihr Mittagessen eingenommen. Einige waren gerade damit beschäftigt, das Eßgeschirr in den großen Wasserbehältern aufzuwaschen, während andere in Gruppen herumstanden, ihre Zigaretten rauchten und kritisch eine Abteilung deutsche Rekruten musterten, die weiter weg auf der Ebene exerzierten. Die vielen bunten Uniformen und die verschiedenen Menschentypen gaben dem Ganzen das Aussehen einer „Hagenbeckschen Völkerschau" und hatten im Grunde genommen wenig Kriegerisches an sich.

Unter den fremden Soldaten waren viele kluge Gesichter, besonders unter den Franzosen, aber ich sah auch Physiognomien, die alles andere als ansprechend waren. Eine kleine Kolonne Franzosen marschierte zur Arbeit, während wir dort standen und zusahen. Einige hatten Spaten, andere Hacken und wieder andere zogen kleine Feldwagen nach sich. Man unterhielt sich lebhaft, rauchte und lachte und schien sich mit Ruhe in sein Schicksal zu finden. Die langen, vorn aufgesteckten blauen Waffenröcke flackerten im Winde, und die roten Hosen leuchteten in der Herbstsonne, bis die kleine Kolonne hinter einem Erdwall verschwand. Der wachthabende Unteroffizier erzählte mir, daß es jedem Kriegsgefangenen freistehe, zu arbeiten oder nicht. Als Entschädigung für die ausgeführte Arbeit bekam jeder 30 Pfennig am Tage. Die Franzosen arbeiten im allgemeinen gern und willig, während die Belgier und Engländer keinen größern Wert darauf legen. Neben den Baracken sind Verkaufsbuden aufgeschlagen, wo jeder Zigarren, Zigaretten, Briefpapier usw. kaufen kann. Auf meine Frage nach der Verpflegung erzählte man mir, daß die Gefangenen morgens 7 Uhr Kaffee mit Kommißbrot bekommen. Mittags gibt es Fleischsuppe mit Gemüse und Kartoffeln, zum Abendessen wieder Suppe mit Brot. Viermal in der Woche erhalten sie Fleisch. Die Franzosen fügen sich ohne Murren in die Lagerbestimmungen, während die Engländer schwieriger zu behandeln waren. Neue englische Soldaten, die ins Lager gekommen waren, weigerten sich sogar, das deutsche Soldatenbrot zu essen und benutzten es als Fußball. Da sie indessen kein anderes Brot zu essen bekamen, dauerte es nicht lange, bis sie sich ebenfalls daran gewöhnt hatten.

Wir verließen nun das Lager und begaben uns nach einer der Arbeitsstellen, wo Kriegsgefangene damit beschäftigt waren, eine neue Chaussee anzulegen. Es sah nicht danach aus, daß irgendeiner sich bei der Arbeit übernahm. Einige hackten, andere fuhren Steine und Wurzelwerk fort. Es wurde geraucht und geschwatzt, Zeit hatte man genug. Es galt ja, sich die Zeit auf die beste Weise zu vertreiben. Ein Aufseher erzählte, man rechne damit, daß vier Kriegsgefangene die Arbeit eines freien Mannes verrichten. Aber die Menge muß es bringen, und auf diese Weise entsteht jeden Tag ein neues Stück Weg, das sonst noch lange hätte auf sich warten lassen. Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen, und ich ging nochmals zum Lager zurück, wo jetzt ein recht lustiges Leben herrschte. Mitten in einem Kreis sang ein französischer Soldat Volkslieder. An der Art und Weise, wie er sang, konnte man sofort den Varieteesänger erkennen. Nach jeder Nummer brauste ihm der Beifall entgegen, was er übrigens wie etwas Selbstverständliches entgegennahm. Einige Engländer schlugen Purzelbäume, turnten, andere hatten sich aus Tuchlappen einen Fußball gemacht, der ihnen viel Vergnügen zu machen schien. Mit großem Eifer kämpften sie um ihre friedlichen Sportssiege. Die armen Turkos und Zuaven froren und schüttelten sich in ihren dünnen Kleidern, hüllten sich in ihre Decken ein und ließen die Ereignisse teilnahmlos an sich vorübergleiten. Ihre Gesichter drückten großen Mißmut aus und schienen zu sagen, daß es ihnen nicht klar war, aus welchem Grunde sie das milde Klima Nordafrikas mit der rauhen Kälte und dem Nebel des „Barbarenlandes" hatten vertauschen müssen. Die Sonne ging unter. Wir verließen das Lager. Der Abendwind wehte noch einige abgerissene Töne von dem französischen Liedersänger zu uns herüber.

Mit dem Proviantamt im Felde.

(Aus einem Feldpostbrief.)

„. . . Gestern war also der große Tag, wo uns die Post erreichte. Wir waren in stockdunkler Nacht in . . . angekommen, nach 60 Kilometer Tagesleistung, und hatten eben noch einen Stall und einen Heuboden gefunden, wo wir uns sofort ohne Essen schlafen legten. — Nicht zu lange: um ¾4 Uhr Alarm: Also raus! Es geht auf den Parkplatz zu den Gepäckwagen und da stehen wir in der Morgenfrische gleich bereit zur Verteidigung wie zum Abrücken.

Unmittelbar vor uns lebhaftes Gewehrfeuer und Maschinengewehrgeknatter, nicht lange darauf rücken endlose Kolonnen, vier- und sechsspännig mit Artillerie und Munition an, Bagagetrains gehen zurück, Autos, Meldereiter und Radfahrer gehen und kommen. So warten wir denn bei unserm Generalkommandotrain, in unserer Nähe noch eine bereite Bedeckungskompagnie. Es ist ein ungewisses Gefühl: dort drüben beim Schloß die feuernde Artillerie und unsere Leiber davor. Doch das Vertrauen gewinnt Oberhand. Ein Obstgarten in der Nähe nimmt bald unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und wer kein Pferd zu beaufsichtigen hat, kann sich ohne Disziplinwidrigkeit dem Nüsseknacken widmen . . .

7 Uhr wird's. Da rückt ein großer Zug gefangener Franzosen ein — schon 500 — aber auch eine ziemliche Anzahl Leichtverwundeter. Manchem rinnt das Blut durch den Verband, indessen unsere Leute sind wahre Helden, keiner verzieht eine Miene und einer, dem vier Finger der rechten Hand abgeschossen sind, erzählt ganz vergnügt, wie's ihm erging, und lachend nimmt er eine Flasche Wein entgegen, die ihm einer unserer Kameraden schenkt. Also: vorwärts geht's, denn Gefangene macht man nicht im Zurückgehen! . . .

Und nun ein kurzer Rückblick: Von . . . ging's seinerzeit nach Belgien. Das solltet Ihr sehen! Allüberall abgebrannte Städtchen und Dörfer, schreckliche Trümmerfelder. Sei es, daß dort die zurücklaufenden Franzosen, Engländer, Belgier sich zur Verteidigung eingenistet, sei es, daß die Leute aus den Fenstern geschossen hatten. Jedenfalls nahm ich den Eindruck mit, daß es schrecklich ist, Krieg im Lande zu haben, und wenn man unsere siegreiche Armee später ehren wird, so kann nur der sich eine Vorstellung von dem Geleisteten machen, der weiß, wovor wir unseren deutschen Boden bewahrt haben!

Die Leute waren soweit freundlich und entgegenkommend. Daß sie uns nicht mit offenen Armen aufnahmen, ist verständlich. Die Bevölkerung ist durch die Einquartierungen der endlosen Truppendurchzüge begreiflicherweise sehr geplagt. Mancher mußte da sein Letztes geben, und wem Rinder, Pferde, Wagen und Fourage (gegen eine Bescheinigung) genommen wurden, der muß froh sein, daß sein Hof noch steht. An manchem, ja an den meisten Häusern las man Kreideaufschriften unserer vorausgehenden Kameraden wie „Bitte schonen", „Gute Leute, gaben alles" und dergleichen. Man muß nur wissen, warum die Leute jetzt so gut waren. Da ist mancher jetzt ein Engel, der früher auf unsere Soldaten aus dem Fenster schoß und seinem Lohn entging.

So ging's von Cinay bei Dinant, das, völlig zerstört, ein wüstes Trümmerfeld ist, über eine Pionierbrücke nach Florennes, wo wir bei den Jesuiten eine gute Nacht verbrachten. Dann hatte ich mit einem einzigen Herrn während drei Tagen in . . . ein Ausgabemagazin. Ich kann sagen, daß es für uns zwei, nachdem die Truppen abgezogen waren, allein eine brenzliche Situation war unter der Bevölkerung; die vielfach zerstörten Behausungen und ihre obdachlos umherlaufenden Besitzer ließen auf frühere „gastfreundliche Gesinnung" schließen. Aber man hat seinen Posten! Mit Mühe gelang es, die erforderlichen Fahrzeuge und Pferde aufzutreiben; dann rückten wir dem Proviantamt nach, das wir in B . . . erreichten. Dort wieder anständiges Quartier für die Nacht. Morgens weiter nach L. . . . Nachtquartier in einer — leider verlassenen — Höheren Töchterschule. Da gab's auch wieder Wein. Von dort starker Marsch nach B. . . ., dann in die hiesige Gegend. Mein „Bürschchen" (mein Pferd) überstand diese anstrengenden Tage gleich mir ganz gut. Und das will etwas heißen. Es wird aber auch anständig behandelt und hat außer seiner anfänglichen Nervosität manche Untugend ablegen müssen. Auch ich bin schon zum leidlichen Reiter geworden — um nicht mehr zu sagen.

Ich kann mich nur beglückwünschen, seinerzeit zum Proviantamt gekommen zu sein. Meine französischen Sprachkenntnisse sind mir von großem Nutzen, ich bin beim Proviantamt und bei der Intendantur ein angesehener und begehrter Mann und habe deshalb oft sehr interessante — manchmal auch etwas brenzliche — Spezialaufträge, die mir Autofahrten und Detachierungen zubringen. Auch bei unseren Soldaten bin ich ein beliebtes Lexikon und Dolmetscher, manchmal mehr als angenehm. Immerhin, wenn ich bei Requisitionen usw. ein Instrument der Härten des Krieges sein muß, so habe ich sehr häufig auch Gelegenheit, diese zu mildern. Und auch in Ausübung meines Dienstes bin ich sicher, die Dinge milder machen zu können als einer, dem die Worte zu einer friedlichen Auseinandersetzung, Belehrung und Beratung fehlen. Bisher ging's gut, hoffen wir von der Zukunft das beste! . . ." *(Zensiert: München.)*

Das „liebe Kind".

Ein Feldpostbrief vom Yserkanal.

. . . Ich sitze, so schreibt ein Artillerie-Wachtmeister der Weser-Ztg., in einem ganz kleinen, geheizten Bauernstübchen. Der Wind, der tagaus tagein vom Kanal weht, pfeift hier und da durch die verstopften Fensterscheiben, die der Kanonendonner zerbrochen hat. Neben mir liegt mein Hauptmann auf Stroh und schläft. Sie sind alle so nervös geworden, die älteren Herren, aber die jüngeren nicht minder. Auch ich muß mir Gewalt antun, ruhig sitzen zu bleiben und ein gleichgültiges Gesicht zu machen, wenn zehn Meter neben dem Hause schwere gelbdampfende, schwefeldunstende Granaten zerkrachen. In solchen Augenblicken suche ich meine Gedanken vom Körper zu trennen. Während er, wie jedes lebende und noch leben wollende Wesen vor dem Unfaßbaren des Nichtseins zusammenschauert, lösen sich die Gedanken von diesem kläglichen Wesen ab und schweben über dem Abgrund des Todes, so gleichgültig, wie Nebelstreifen über den tiefsten Gebirgsklüften. In solchen Augenblicken sitze ich, wie so oft an den Sonntagnachmittagen des letzten Jahres, bei Euch am Teetisch, esse Korinthenkuchen und erzähle Euch meine Kriegsgeschichten, oder ich liege wieder bequem und trocken auf dem Sofa im Eßzimmer und höre zu, wie eine von Euch Krieg und Frieden von Tolstoi vorliest und freue mich, daß ich so viel davon selbst erlebt habe.

Wollt Ihr hören, was bei uns in den letzten Tagen los war? Es gab ganz grimmige Kämpfe mit Indern, Senegalnegern und sogar mit Engländern. Wie katzig wir aufeinander sind, ersieht Ihr daraus, daß wir zu Anfang des Krieges selten unter 5000 bis 6000 Meter schossen, noch in der Schlacht bei . . ., wo wir auf 5200 Meter zwei französische Batterien in Grund und Boden schossen, während wir uns jetzt die Kanonen fast um die Ohren schlagen. Wie ich Euch schon geschrieben habe, wehren sich die Engländer wie verzweifelt; jeder Hof, jedes Haus muß im Sturm genommen werden. Um dem ganzen internationalen L. . . . . pack einmal gründlich heimzuleuchten, machte sich unser Hauptmann in einer mondhellen Nacht auf und setzte eine von unseren kleinen dicken Haubitzen den Gentlemen 80 Meter vor die Nase. Ganz leise wurde unser „liebes Kind" vorgeschoben und ohne ein Wort zu sprechen neben einen Heuschober gerollt; darauf wurden fix fix Erdwälle gemacht und das Geschütz mit Stroh verdeckt. Am nächsten Tage begannen wir nun aus dieser nächsten Entfernung den Herren da drüben in den Schützengräben und Häusern unsere Eisenbrocken ins Gesicht zu blasen und zwar so feste, daß sie es nur einen Tag aushielten und sich darauf zurückzogen. Natürlich versuchten sie, das Geschütz, das sie aber nicht entdecken konnten, durch Artillerie zu zerstören. Wir saßen aber gedeckt hinter dem Schober und drehten ihnen eine Nase. Nur ein Geschützrad haben sie zerschossen. Nachdem ich dies Geschütz mehrere Tage geführt habe, bekam ich ein anderes vorgeschobenes Geschütz und so hatte ich Gelegenheit, an einer andern Stelle die Engländer auszuräuchern.

Zensiert: Bremen.

Krieg und Werklieferungsvertrag.

(Von unserem juristischen Mitarbeiter.)

Einer der wichtigsten Verträge des täglichen Lebens ist der Werklieferungsvertrag; es ist daher gerade bei ihm von besonderem Interesse, den Einfluß des Krieges auf seine Rechtsverhältnisse zu untersuchen. Man muß drei Arten dieses Vertrages unterscheiden: Man geht zu einem Schneider und läßt sich einen Anzug nach Maß machen, man läßt bei einem Tischler ein Möbelstück nach Zeichnung, bei einem Zahnarzt ein Gebiß machen usw. Hier besteht das Wesentliche des Vertrages in dem persönlichen Wert der einzelnen herzustellenden Sache: es handelt sich, wie das Gesetz sagt, um eine „unvertretbare" Sache.

Im Gegensatz dazu steht der Wertlieferungsvertrag auf eine „vertretbare" Sache. Der Kaufmann bestellt beim Engroßhändler 100 Anzüge, die Militärverwaltung bestellt beim Unternehmer 1000 Stück Landsturmmäntel, so und soviel Brotbeutel, Zeltbahnen, Pferdedecken usw. Hier handelt es sich um die Herstellung und Lieferung von einander völlig gleichen Sachen, die für Massen bestimmt sind. Und schließlich ist noch eine dritte Art des Vertrages möglich: Der Unternehmer stellt nur die ihm bereits bearbeitet übergebenen Materialien zusammen, gibt nur noch Zutaten und andere Kleinigkeiten dazu; so kommt es ja oft bei der Militärbehörde vor, die den Unternehmern die Sachen, beispielsweise die Landsturmmäntel, schon zugeschnitten übergibt, so daß der Unternehmer nur noch für das Zusammennähen und Zutaten wie Knöpfe, Futter usw. Sorge zu tragen hat. Diese drei Fälle hat man auseinander zu halten. Für alle Fälle gleich lautet die Entscheidung der Frage, wie es zu halten ist, wenn jemand, der sich zur Lieferung eines Gegenstandes verpflichtet hat, eingezogen wird; der Schneider beispielsweise, der einen Anzug nach Maß herzustellen hat, wird zu den Fahnen gerufen: kann der Kunde auf Lieferung des Anzugs bestehen? Kann er Schadenersatz verlangen, weil ihm der Anzug nicht rechtzeitig geliefert wird? Muß er, wenn der Schneider den Anzug schon halb fertig hat, gegen Empfangnahme des angefangenen Stückes dem Schneider einen Teilpreis bezahlen? Kann der Besteller, wenn er seinerseits eingezogen wird, die Lieferung eines bestellten Anzuges ablehnen? Muß er ihn noch später annehmen? Kann der Schneider bei Ablehnung durch den Besteller Schadenersatz verlangen?

Eine Fülle von Fragen, die der Krieg aufgeworfen hat; die aber alle Antwort erheischen, weil es von Wichtigkeit ist, gerade jetzt über die Rechtslage Klarheit zu haben, um gerade jetzt unnötige Prozesse zu vermeiden. Sehen wir uns die ersten Fragen an, in denen nach den Rechten des Kunden gefragt ist. Sie müssen alle drei mit „Nein" beantwortet werden. Dem Schneider ist durch die Einberufung die Möglichkeit genommen, zu arbeiten; mit den Worten des Gesetzes ausgedrückt: die Leistung ist ihm unmöglich geworden; und zwar ohne daß er selbst diese Unmöglichkeit verschuldet hat. Daher kann der Kunde nicht auf Lieferung bestehen, daher kann der Kunde keinen Schadenersatz verlangen. Er braucht aber auch nicht den halbfertigen Anzug abzunehmen und dafür zu bezahlen; denn an solchem hat er kein Interesse — gewiß der Schneider auch nicht, wird mancher denken. Aber einer muß immer den Schaden tragen und hier muß es der Schneider sein, weil er einen fertigen Anzug zu liefern hat. Der Schaden ist sein Berufsschaden, so wie der Besteller seinerseits auch wieder Berufsschäden zu tragen hat. Nun die zweite Reihe der Fragen: Kann der eingezogene Besteller die Lieferung des Anzugs ablehnen? Ja, doch er muß den Kaufpreis voll bezahlen. Die Bejahung dieser Frage ist nämlich von Wichtigkeit, wenn der Anzug noch nicht ganz fertig ist. Auch sonst — in Friedenszeiten — könnte der Besteller die Bestellung zurücknehmen, er muß aber trotzdem — wie gesagt — den Kaufpreis zahlen, muß sich jedoch anrechnen lassen, was er dadurch erspart, daß er nicht weiter zu arbeiten braucht. So kann unter Umständen das Ablehnungsrecht dem eingezogenen Besteller von Nutzen sein, weil es ihm einen Teil des Kaufpreises erspart. Ob der Besteller den Anzug nach dem Kriege noch annehmen muß, ist nicht zweifelsfrei. Des Krieges Ende ist noch nicht abzusehen und nachher wird der Anzug meist kein Interesse mehr für den glücklich heimkehrenden

Kriegersmann haben; wer als sechszehnjähriger Kriegsfreiwilliger auszog, kann ja, wenn man den Versicherungen der Engländer Glauben schenkt, als zwanzigjähriger — oder noch älter — heimkehren.

Die letzte Frage, ob der Schneider bei Ablehnung durch den Besteller Schadenersatz verlangen kann, ist bereits in der ersten mitbeantwortet. Was „Schadenersatz" genannt wird, ist der vereinbarte Preis; den kann der Schneider immer verlangen; die Einberufung des Bestellers ist dessen wirtschaftlicher Schaden, den also der Besteller zu tragen hat, im Gegensatz zu den ersten Fragen, bei denen der Schneider derjenige ist, den der wirtschaftliche Schaden trifft.

Gerichtsassessor Dr. jur. B. Albert.

Unsere Sanitätshunde im Felde.

Der heiße Kampf ist vorüber. Das Feuer der Artillerie, die dem fliehenden Feinde noch eiserne Abschiedsgrüße nachsandte, verstummt wie mit einem Zauberschlage. Die Nacht senkt sich aufs weite Feld. Die müden Streiter suchen die Ruhe oder sehen sich nach Eßbarem um, wenn der Magen im Drange des Gefechts um sein gutes Recht gekommen ist. Das Tagewerk des Kriegers ist beendet. Der Samariter und Sanitätssoldat setzt in aller Stille das seine fort. Zwar folgt mutige Liebe heutzutage den Kämpfenden bis in die Front und richtet unter dem Hagel der feindlichen Geschosse den ersten Verbandplatz auf. Aber ein großer Teil der Verwundeten, insbesondere der Schwerverwundeten, ist nicht sofort auffindbar, sondern muß nach der Schlacht mühsam gesucht werden. Auf dem mit Busch und Bruch, Wald und Wiesen mit tiefen Gräben durchzogenen Gelände hat sich gar mancher von feindlicher Kugel Getroffene im unbewußten Instinkt des waidwunden Tieres eine Deckung gesucht, in Verstecke verkrochen und ist nun nicht bloß dem spähenden Auge des Feindes, sondern auch dem des helfenden Freundes entzogen, bewegungsunfähig, erschöpft vom Blutverlust, besinnungslos. Einen solchen Schwerverwundeten aufzuspüren, noch dazu im Dunkeln, ist eine Aufgabe, die über Menschenkräfte geht. Wie der Jäger zum Aufsuchen des angeschossenen Wildes sich der feinen Spürnase des Leithundes bedient, so muß auch der Sanitäter auf die Fähigkeiten des alten vierbeinigen Freundes der Menschheit zurückgreifen. Der Sanitätshund muß ihn zu den im Schlachtgelände verborgenen Schwerverwundeten führen.

Die deutschen Sanitätshunde haben in diesem Kriege ihren Befähigungsnachweis bereits voll erbracht. Es liegen Berichte vor, daß ein einziger Hund in wenigen Stunden oft zwanzig, ja dreißig Verwundete aus schwer zugänglichem und unübersichtlichem Terrain aufstöberte und so vor fast sicherem Tode rettete. Man hatte früher im Frieden bei langjährigen Versuchen im allgemeinen wenig Vertrauen in die Brauchbarkeit der Hunde für den Sanitätsdienst gewonnen. Das lag aber nicht an den Hunden, sondern an der falschen Art der Verwendung. Man hatte die Hunde mit Verbandzeug, Wein und Lebensmitteln bepackt, die sie den Verwundeten zur Selbstbedienung bringen sollten. Das behinderte die Hunde bei ihrem Kriechen durch Gestrüpp und Dickicht und half den aufgefundenen Kriegern nichts, da es sich doch in den weitaus meisten Fällen nur um Schwerverwundete handelt, die sich nicht rühren und sich nicht bemerkbar machen können. Erst in der letzten Zeit sah man den begangenen Irrtum ein und verwendet nun die Hunde nur dazu, die Verwundeten aufzuspüren und, wenn dies gelungen ist, es sofort ihrem Herrn und Führer anzuzeigen. Hat der Hund einen noch lebenden Krieger aufgefunden, so kehrt er schnurstracks zu dem ihm folgenden Führer zurück und gibt ihm durch einen kurzen Laut oder Anstoßen mit der Nase den Wink, ihm zu folgen. Der Hund wird nun an die Leine genommen oder läuft dem Führer ruhig vorauf, so daß dieser ihm bequem zum Fundort folgen und den Verwundeten sachgemäßer Pflege zuführen kann. Der Hund trägt, damit er in seinen Bewegungen ungehindert ist, nur ein Halsband mit rotem Kreuz, bei Nachtzeit ein kleines Glöckchen. Eine Decke zum Schutz gegen Kälte und schlechtes Wetter vollendet seine feldmarschmäßige Ausrüstung.

Als geeignet für den Sanitätshunddienst haben sich der Dobermannpintscher, der deutsche Schäferhund, der Rottweiler und der Airedale-Terrier erwiesen. Nur diese vier Rassen sind beim deutschen Heere zugelassen. Jagdhunde, die durch ihre feine Nase befähigt sein würden, hat man als unbrauchbar befunden.

Die Ausbildung der Hunde ist mühsam und wird allmählich von Schwierigkeit zu Schwierigkeit gesteigert, bis schließlich ein gruppenweises, gleichzeitiges Zusammenarbeiten von mehreren Führern mit ihren Hunden stattfinden kann, das ein genaues Absuchen des Geländes garantiert. Jeder Quadratmeter muß durchstöbert werden. Unermüdlich und mit immer wachsendem Erfolg liegen die deutschen Sanitätshunde ihrer Aufgabe ob und unter der erfahrenen und umsichtigen Leitung ihrer Führer wird es ihnen gelingen, den Schrecken des einsamen Todes auf dem Schlachtfelde, der in früheren Kriegen nur zu oft das Los von Schwerverwundeten war, von unseren wackeren Feldgrauen gänzlich fernzuhalten. *K.*

Höchstpreise für Wolle und Wollwaren.

W.T.B. Berlin, 22. Dezember.

Der Bundesrat hat in seiner heutigen Sitzung beschlossen, Höchstpreise für Rohwolle und Wollwaren, die für den Bedarf des Heeres und der Marine erforderlich sind, festzusetzen.

Der Höchstpreis für ein Kilogramm Rohwolle (rein gewaschen ohne Waschlohn), jeder Herkunft ist bei aa/a bis aaa-Feinheit auf 8,85 Mark festgesetzt. Die übrigen sieben unterschiedenen Feinheitsgrade stufen sich darunter bis zu 5,70 Mark ab. Für gewaschene Wolle, einschließlich Waschlohn, sind die Höchstpreise in fünf Feinheitsstufen von 6,20 bis 9,30 Mark festgelegt. Für Kammzug sind acht Feinheitsstufen von 6,30 Mark bis 9,75 Mark vorgesehen. Für Kammgarn 2/26 a bis b ist der Höchstpreis, wenn es gefärbt ist, auf 11,65 Mark, wenn es rohweiß ist, auf 10,90 Mark bestimmt worden. Bei Mannschaftstuchen ist der Höchstpreis für ein Meter Militärtuch auf 10,75 Mark, für ein Meter Marinetuch auf 11,75 Mark, für ein Meter Kammgarnstoff auf 12,25 Mark festgesetzt worden.

Die Höchstpreise treten am 24. Dezember 1914 in Kraft.

Bunte Zeitung.

Liechtensteins Neutralität. Englischen Blättern zufolge hat in einer der letzten Sitzungen des englischen Unterhauses Sir Edward Grey in Beantwortung einer Anfrage erklärt: „Ich bin vom Botschafter der Vereinigten Staaten informiert worden, daß das souveräne Fürstentum Liechtenstein sich im gegenwärtigen Kriege als neutral betrachte. Der Handels- und anderweitige Verkehr mit den Untertanen dieses Fürstentums ist in England nicht verboten." Das Fürstentum Liechtenstein ist nächst Monaco das kleinste souveräne Fürstentum Europas. Der Flächenraum umfaßt nur 159 Quadratkilometer mit ungefähr 10 000 Einwohnern. Es besteht aus den Herrschaften Vaduz und Schellenberg (Hauptort ist Vaduz) und wird westlich von dem durch den Rhein geschiedenen schweizerischen Kanton St. Gallen, nördlich und östlich von Vorarlberg und südlich von dem schweizerischen Kanton Graubünden begrenzt. Bis 1866 gehörte es zum Deutschen Bund, steht aber in vielen Dingen ganz unter österreichischem Einfluß.

Heldenpredigt. Der jugendliche Stuttgarter Stadtvikar, Offizierstellvertreter Siegfried Traub, hielt vor der Schlacht bei Becelaere in Flandern, in der er selbst den Tod fürs Vaterland finden sollte, eine Ansprache an seinen Zug, die ein ergreifendes Zeugnis für den todesmutigen Geist unserer Truppen ist. Seine Rede schloß mit folgendem siegestrotzigen Bekenntnis: „Kameraden, es gilt, dem Tod ins Auge zu schauen! Wir wollen es mutig, mit gutem Gewissen, in Gedanken an unsere Heimat tun. Wir können es mit Gott im Herzen. Er verbindet uns untereinander, er verbindet Heimat und Schlachtfeld, er verbindet zu ewigem Zusammensein.

Nun komm, du Sensenmann,
Und faß uns kühnlich an!
Wir zittern nicht,
Wir wanken nicht,
Wir tun nur unsere Pflicht.
Du schreckst uns nicht mit Blut,
Mit grimmiger Feinde Wut,
Wir kennen dich und unsere Not
Und einen treuen ewigen Gott.

Es lebe die Heimat, es lebe der Kaiser, es lebe auf zu hellen Flammen Gottes Geist in Zeit und Ewigkeit!"

Kartoffelkrieg in Mannheim. Viele Leute in Unterbaden halten sich nicht an den gesetzlich festgelegten Höchstpreis. Sie fordern nach wie vor für 200 Zentner Kartoffeln 680 bis 720 Mark. Im Kleinhandel mußten für den Zentner 5 bis 5,50 Mark bezahlt werden. Dagegen ist nun das Bezirksamt Mannheim für seinen Verwaltungsbezirk eingeschritten. Es hat den Höchstpreis für den Verkauf im Großen auf 3,70 Mark für die besseren Sorten, und auf 3,50 Mark für die minder guten Sorten festgesetzt. Im Kleinverkauf von unter einem Zentner dürfen $4^1/_4$ resp. 4 Pfennig pro Pfund abverlangt werden. Die Folge dieser Maßnahme ist ein Streik auf dem Kartoffelmarkt. Es wird nichts angeboten. Augenblicklich hat das deshalb nicht viel zu sagen, weil die Stadt mit dem Kartoffelverkauf begonnen hat und zwar zu den vom Bezirksamt bestimmten Preisen. Die vorhandenen Vorräte reichen bis Ende Januar n. J. Sollte bis dahin die Stadt nicht weitere Einkäufe vornehmen können, dann müssen die Behörden den Verkaufszwang durchführen.

Kohlenmangel in Paris. Nach Basel gekommene Meldungen besprechen den Kohlenmangel in Paris. Bei der leichten Bauart der Häuser und beim Fehlen der Vorfenster müßten viele frieren, die schon zu den Wohlhabenden gehören. Die Arbeitslosigkeit halte an und stelle gewaltige Anforderungen an die Armenverwaltung, die täglich mehr als 60 000 Personen speise und zwar nicht nur in den Arbeitervierteln. Tausende holten sich Unterstützungen, die sicher noch nie in ihrem Leben genötigt waren, sich etwas schenken zu lassen.

Münchhausen an der Front. Zu den deutschen Kriegszeitungen, die jetzt auf französischem Boden erscheinen, ist nun auch eine getreten, die in Lille herausgegeben wird und gar noch Beilagen enthält. Sie bringt Aufsätze, Gedichte, Schilderungen und lustige Geschichten. Als Probe des guten Humors, den sich unsere Feldgrauen im feindlichen Lande bewahrt haben, sei im Folgenden eine kleine Schnurre wiedergegeben. Es hörte sie einer, der an Schützengräben vorüberkam, in denen Bayern, Märker und Sachsen lagen. Die sprachen nämlich so: „Also wie ik dir sage: For uns Balina da jibt et keene Bange nich. Also ik raus aus mein Schützenloch. Janz alleene. Et is ne kohlfinstere Nacht. Mensch, so ne kohlfinstere Nacht jibt et jar nich. Aber ik immer janz fidel vorwärts auf'm Bauche. Zweehundert Meter. Keen Aas von Franzose sieht mir. Ik rutsche und rutsche. Uff eenmal tunk ich mit det Jesichte in en Loch. Wat denkste, wat sagste: der feindliche Schitzenjraben. Und nischt riehrt sich. Die Kerls liegen da und schnarchen. Und ik sage dir, Mensch, bei meine Miedigkeit, wie ik die Kerls da so schnarchen höre, da wirkt det so eklig inschläfernd uff mir, det ik mir sage: dotschlagen dhust du ihnen hernach. Und ik lasse die Neese uffs Jewehrschloß fallen und schlafe inn. Uff eenmal juckt sich der eene Franzose im Schlafe und stößt mir an. „Vielleicht lassen Sie das!" sag' ik, und da hau ik ihm eene runter . . . Und von det Jeräusch da wach ik uff." — „Und die Backpfeife? Die hattste dem Franzosen im Schlafe jejeben?" — „Oller Dussel. Mir hatte die janze Schose doch bloß jedräumt." — „Da haste eene, die de dir nich jedräumt hast." — „Mensch, biste varickt?" . . .

Eine Russin in Männerkleidern. Der politischen Abteilung der Kriminalpolizei in Düsseldorf wurde kürzlich ein „junger Russe" im militärpflichtigen Alter vorgeführt, der sich als eine Russin in Männerkleidung entpuppte. Über die sonderbare Verkleidung befragt, die den Verdacht der Spionage nahelegte, erwiderte das Mädchen, das schon über zwei Jahre in Männertracht in Düsseldorf sein Brot verdient hat: „Wollte sich nicht heiraten, hat sich schon lange als Mann mit Schippe gearbeitet!" Nach ihrer Behauptung verfügt die Russin über eine männliche Garderobe im Werte von 300 Mark, auch hat sie als „fleißiger, solider Arbeiter" Ersparnisse zurückgelegt.

Der Schutz des Toten. Ein seltsames Geschichtchen von der Westfront wird dem „Elsässer" aus Saargemünd von einem Augenzeugen berichtet: Ein heftiger Kampf war entbrannt. In der Front stand ein braver Lothringer, eben im Begriff, zu schießen. In demselben Augenblick traf ihn eine feindliche Kugel ins Herz, so daß er auf der Stelle tot liegen blieb. Noch im Tod hielt er sein Gewehr krampfhaft umfaßt. Nach der Schlacht wurden die Toten und Verwundeten aufgelesen. Ein Soldat wollte dem toten Kameraden das Gewehr abnehmen und aus der Hand ziehen. Da fuhr der Abzugsbügel zu, und die Kugel drang dem Soldaten in die Brust, daß er zurückfiel und nun mit dem anderen Toten in ein gemeinsames Grab gebettet wurde.

Postanweisungsverkehr der Kriegsgefangenen. In einem Erlaß des preußischen Ministers des Innern wird mitgeteilt, daß den Kriegsgefangenen die Benutzung der Telegraphen- und Fernsprechanlagen in keinem Falle zugestanden werden kann. Dagegen sei die Möglichkeit des Postanweisungsverkehrs der Kriegsgefangenen nunmehr dahin erweitert worden, daß von jetzt ab auch in der Richtung aus England Postanweisungen an englische Kriegsgefangene in Deutschland oder von deutschen Kriegsgefangenen in England nach Deutschland durch Vermittlung der holländischen Postverwaltung zugelassen sind. In Holland werden die Postanweisungen in holländisch-deutsche Postanweisungen umgeschrieben und portofrei weitergesandt.

Ein Frevel. Ein amerikanischer Journalist, der vom Deutschen Kronprinzen in dessen Hauptquartier empfangen wurde, schreibt: Der Kronprinz ist von freundlicher Art und, wie mir einige seiner Offiziere erzählten, ist es tatsächlich unmöglich, ihn zur Unterzeichnung eines Todesurteils gegen französische Spione oder Heckenschützen zu bewegen. Kürzlich hatten die Franzosen einen Sturmangriff auf einen seiner Laufgräben in dem Argonner Wald unternommen und waren mit schweren Verlusten zurückgeschlagen worden. Der Kronprinz hatte ihnen einen Waffenstillstand angeboten, um ihre Verwundeten zu bergen. Als ich ihn darüber befragte, sagte er: „Ja, es lagen mehrere Hunderte von Toten und Verwundeten vor unsern Laufgräben, und ich konnte einfach den Gedanken nicht ertragen, daß die braven Leute, schwer verwundet, oft nur auf einige Meter Abstand von den Laufgräben liegen bleiben sollten. Einige versuchten, Zentimeter um Zentimeter vorwärts zu kommen, sei es nach dem nächsten deutschen, sei es nach dem nächsten französischen Laufgraben. Ich bekam beinahe Streit mit dem Chef meines Generalstabes, der sich dagegen wehrte und bemerkte, die Franzosen würden behaupten, wir hätten einen Waffenstillstand verlangt, da wir geschlagen seien, allein ich hielt stand. Ein Mann mit der weißen Fahne wurde zu den französischen Laufgräben gesandt mit dem Anerbieten, daß wir ihnen Gelegenheit geben würden, ihre Verwundeten in die Laufgräben zu tragen und auch bereit seien, sie selbst nach unsern Laufgräben herüberzuholen. Die Franzosen lehnten das ab. Die Verwundeten kamen auf die elendeste Weise um, einige davon lebten noch drei oder vier Tage. Das erschien mir als ein widersinniger Frevel, der durch kein Erfordernis des Krieges geboten erscheinen konnte." Der Generalstabschef hatte recht. Die Franzosen meldeten, die Deutschen hätten um einen Waffenstillstand gefleht.

Ein deutscher Held. Achtung vor dem tapferen Gegner bekundet eine der Deutschen Volksztg. (Hannover) zugegangene Postkarte, welche in St. Petersburg abgestempelt ist und durch Vermittlung des Roten Kreuzes an die Adressatin gelangte. Vorderseite: „Dresden, Militär-Reitanstalt. Der Familie von Lütcken. Oberlieutenant im 1. Kgl. Sächs. Ulanen-Regt. 17, Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, König von Ungarn, kom. als Lehrer bei der Militär-Reitanstalt." Rückseite: „Oberlieutenant von Lütcken fand sin Todt den 2. September (nach russ. Kalender) 1914, kämpfte bis zum letzten Augenblick und starb mit dem Waffen in der Hand, von uns bewundert durch seine Tapferkeit und Muth. Als Zeuge seines Todes, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen vom Tode Ihrer Verwandten mitzuteilen. Lieutenant der Garde-Kavallerie Boris Genischta." Die Deutsche Volksztg. bemerkt dazu, daß dem Oberleutnant v. Lütcken und dem ihn auf einem Patrouillenritt begleitenden Unteroffizier Cyliaks die Pferde erschossen waren, so daß sie sich zu Fuß der andringenden Feinde erwehren mußten.

Gefährliche Freundschaften. In einem deutschen Feldpostbrief heißt es: „Die Franzosen liegen kaum 30 Meter vor uns. Seit einiger Zeit waren Zurufe hinüber und herüber geflogen. Meist freundschaftlicher Art. Zuletzt machte ihnen einer der Unseren die Mitteilung, wir hätten viel Tabak und Rauchwerk und könnten ihnen davon abgeben, was sie uns dafür geben wollten? Sie antworteten „Kognak", und so wurde der Handel abgeschlossen. Päckchen Tabak wurden hinübergeschleudert. Lange Pause auf Seiten der Franzosen. Dann aber, was kam? Handgranaten auf Handgranaten, die uns mehrere Leute kosteten. Unsere Wut war groß, wie man sich denken kann. Und als wir am anderen Tag Verstärkung bekamen, nahmen wir Rache. Wir stürmten den Schützengraben der heimtückischen Gegner, ein wütendes Handgemenge entstand, nicht mit dem Bajonett, mit dem Kolben wurde gefochten, und am Ende des Kampfes deckten 68 tote Franzosen den Boden, acht machten wir zu Gefangenen."

Englands Scheelsucht. Wir lesen in der Kölnischen Zeitung: Vor genau 30 Jahren begann der Feldzug des Neids und der Scheelsucht Englands gegen Deutschland. Er setzte mit dem Beginn unserer Kolonialpolitik ein. Vor drei Jahrzehnten, im Dezember 1884, führte er die erste Auslandexpedition herbei. Als das Deutsche Reich in Südwestafrika und in Kamerun festen Fuß gefaßt hatte, erhoben schon die Briten Einspruch, fügten sich aber in das Unvermeidliche, um im geheimen desto ärger zu hetzen. Die Zustände in Kamerun wurden so bedenklich, daß ein größeres Geschwader dorthin geschickt werden mußte. Es traf am 18. Dezember 1884 unter Admiral v. Knorr ein, schiffte ein Landungskorps aus und rückte gegen die Aufständischen vor. Dabei zeigte es sich, wie sehr die Briten die Hand im Spiel hatten. Die Negerstämme benutzten beim Herannahen der Unsern weiße Flaggen, deren Bedeutung sie nur von Weißen — von Engländern — erfahren haben konnten. Nicht geringes Erstaunen rief es unter den Deutschen hervor, daß die Wilden die Ortschaft Joßdorf nach der Landseite durch einen zwei Fuß tiefen und vier Fuß breiten Schützengraben gesichert hatten. Auch das ließ auf eine Unterstützung durch Engländer schließen. Damals floß deutsches Blut durch Englands Schuld. Nach dem Sieg der Unsern entflohen die Häuptlinge und Rädelsführer; mehrere fanden bei Engländern ein Versteck. Das veranlaßte Admiral Knorr, öffentlich bekannt zu machen, daß er alle Ruhestörer, welcher Nationalität sie seien, ausweisen, solche aber, die mittelbar oder unmittelbar sich an den Operationen der Negerstämme beteiligten, als Feinde behandeln werde. Das wirkte. Der Aufstand wurde bald unterdrückt. Jetzt sandte England das Kanonenboot „Watchfull" in die Kamerunmündung, und die Bewegung unter den Schwarzen schien wieder aufzuflackern. Da dampfte die Korvette „Olga" flußaufwärts und ließ ihre Geschütze eingreifen. Damit war das britische Spiel verloren.

Ein russischer Adler am Niederrhein erlegt. Vor kurzem wurde am linken Niederrhein in der Umgebung der Stadt Mörs ein sehr seltener Vogel erbeutet. Es war ein junges Exemplar des Schelladlers Aquila clanga Pall. Professor Dr. Anton Reichenow sagt von ihm in seinem Buche Die Kennzeichen der Vögel Deutschlands: „Seltener Gast in Deutschland. Vertritt den Schreiadler in Osteuropa (Rußland) und verbreitet sich anscheinend durch das mittlere Asien bis China." In der Rheinprovinz ist dieser Vogel bisher nicht beobachtet worden. 1901 wurde ein Exemplar bei Horneburg in Westfalen erlegt. Mehrere Male ist der Schelladler in Holland vorgekommen. In der letzten Nummer der Deutschen Jägerzeitung bezeichnet Hüttenvogel es als ein ornithologisches Ereignis, daß auf dem Gute Denstedt ebenfalls ein Schelladler erbeutet worden ist. Nach Ansicht der Redaktion der genannten Zeitschrift stammen diese Adler aus Russisch-Polen, wo sie durch die Kriegsunruhen vertrieben worden sind.

Unsere Jungtruppen. Ein begeisterter Lobredner unserer Jungtruppen ist der militärische Sachverständige der „Neuen Züricher Zeitung". Er schreibt aus Metz: Der Andrang der Freiwilligen war beim Kriegsausbruch so ungeheuer gewesen — man spricht von zwei Millionen —, daß sehr viele zurückgewiesen oder zurückgestellt werden mußten. Es gab solche, die von Garnison zu Garnison eilten und sich immer wieder zur Annahme meldeten. So z. B. haben sich in Metz u. a. zwei Kriegsfreiwillige aus dem Königreich Sachsen gestellt, die, in der Heimat abgewiesen, bis hierher gekommen waren, um endlich ihren Wunsch, eingestellt zu werden, in Erfüllung gehen zu sehen. Bezeichnend ist das Gespräch zweier Kameraden, das hier als Anekdote herumgeboten wird. Ob wahr oder erfunden, es ist ein sprechendes Stimmungsbild: „Du, ich bin als Kriegsfreiwilliger angenommen!" redet freudig bewegt der Freund den anderen an. „I was, hast du denn Protektion?" erwidert der zweite! Kein Wunder, daß die jungen Truppen, die nun in die Front eingerückt sind, mit leidenschaftlichem Ungestüm und fast unbezähmbarem Tatendrang ins Gefecht ziehen. Das Wunderbare und Erhebende dieser in der Weltgeschichte bisher kaum erreichten opferfreudigen Hingabe von Leib und Leben besteht darin, daß sie sich nicht als bloßes Strohfeuer geäußert und nachher verflüchtigt hat, sondern der Andrang zu den Fahnen auch heute noch anhält trotz Anstrengungen, Leiden, Entbehrungen und Gefahren.

Wer Brotgetreide verfüttert, versündigt sich am Vaterlande und macht sich strafbar

„Wer stiehlt, wird gehängt." Aus Rußland schreibt ein Mitarbeiter einer schwedischen Zeitung: Bei Anfang des Krieges ließ Großfürst Nikolaus die ersten Beamten der Intendantur zu sich rufen. Sie fanden sich zur bestimmten Stunde in vollem Paradeanzug, reich mit Orden geschmückt, bei ihm ein, sehr geschmeichelt über die hohe Ehre, die ihnen widerfahren war. In einem Halbkreis standen sie eine gute Stunde mit versagenden Beinen wartend da. Endlich trat der Großfürst ein. Mit unglaublich biegsamen Rücken grüßten sie den hohen Allmächtigen, der sie kaum eines Nickens würdigte. Vom Scheitel bis zur Sohle musterte er mit durchdringenden Blicken den einen nach dem andern. Die Situation wurde unausstehlich drückend; schließlich hörte man folgende Worte des Großfürsten hart und scharf durch den Saal: ‚Wer stiehlt, wird gehängt".

Wie die Engländer Schlachtberichte fabrizieren. Die englischen Lügenberichte verfangen im Auslande nicht mehr. Das Amsterdamer „Handelsblad" schreibt: Wir entlehnten am Donnerstag, den 10. d. Mts. dem „Daily Telegraph" einen Bericht über einen Angriff von Chasseurs d'Afrique. Ein Leser unseres Blattes macht uns darauf aufmerksam, daß der Bericht des „Daily Telegraph" die ziemlich wörtliche Übersetzung von dem Bericht eines solchen Angriffes desselben Korps ist, der in Halévys „Erzählungen aus dem Krieg 1870/71" Kapitel 3 steht. — Das ist ein böser Reinfall des „Daily Telegraph", den man in Amsterdam sobald nicht vergessen dürfte.

Guter Gesundheits- und Erwerbszustand in Deutschland. Während in Frankreich und Rußland nach übereinstimmenden Berichten die Zahl der Erkrankten in den letzten Monaten ganz enorm zugenommen haben soll, ist in Deutschland eine bedeutende Abnahme gegen das vorige Jahr festgestellt worden. Die Zahl der belegten Betten in den Krankenanstalten, Heim- und Pflegestätten usw. hat abgenommen, und bei den Krankenkassen ist die Zahl der gemeldeten Krankheits- und Unfallfälle erheblich zurückgegangen. Dieser Unterschied zwischen Deutschland und dem Feindesland ist von der größten Bedeutung für den Ausgang des Krieges. Auch die Zahlen der Arbeits- und Erwerbslosen sind heute geringer als zu irgendeiner Zeit in den letzten zwölf Monaten. In zahlreichen gut beschäftigten Erwerbszweigen herrscht sogar ein Mangel an brauchbaren Arbeitskräften. So sind Schlächter, Sattler, Schneider, Stellmacher, Militäreffektenarbeiter, Büchsenmacher, Gerber, Bergleute, Monteure, Tapezierer sehr gesucht und werden ausgezeichnet bezahlt.

Die schwarze Fahne des Propheten. Die Fahne des Propheten ist nach einer Mitteilung von türkischer Seite nicht von grüner Farbe, wie vielfach irrig geglaubt wird. Sie ist vielmehr schwarz und trägt eine weiße Aufschrift; sie wird mit andern Reliquien des Propheten im alten Serail in Stambul aufbewahrt. Die Fahne, die von den Arabern in Medina infolge der Verkündung des Heiligen Krieges aufgerollt wurde, ist gleichfalls eine geschichtliche, geheiligte Fahne, jedoch nicht die des Propheten. Diese letztere wurde, seit die Türken im Besitz der Reliquien Mohammeds sind, nur ein einzig Mal aufgerollt, und zwar unter Sultan Mohammed II., als die Vernichtung der Janitscharen erfolgte.

Hausinschriften im Kriegsjahr. Unter dem Einfluß der großen weltgeschichtlichen Ereignisse, die schon so manches halbverschüttete edle Gut im deutschen Volk wieder ans Tageslicht beförderten, entstand auch die folgende hübsche Inschrift, die in Kassel der Baumeister eines soeben fertiggestellten Hauses seinem Werke zu Nutz und Frommen kommender Geschlechter mit auf den Weg gegeben hat:

1914.
In großer Zeit bin ich geschaffen,
Wo deutsche Art und deutsches Schwert
Sich gegen eine Welt in Waffen
In blut'gem Kampfe neu bewährt.

Es wäre hocherfreulich, wenn die liebe alte Sitte der Hausinschriften sich wieder einbürgern würde.

Danksagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme und die überaus zahlreichen Kranzspenden bei der Beerdigung meines lieben Gatten und unseres treusorgenden Vaters sagen wir hierdurch allen Verwandten, Freunden und Bekannten unseren herzlichsten Dank. Besonderen Dank Herrn Erzpriester Metzner für die trostspendenden Worte am Grabe, dem kath. Kirchenchor für die erhebenden Gesänge, sowie dem kath. Männerverein und der Schützengilde Auras für das letzte Geleit.

Auras, den 26. Dezember 1914.

Gertrud Glunde und Kinder.

Heu, Stroh, Kartoffeln
kaufen zu guten Preisen
Gebr. Muscat, Breslau VII.
Einkaufsvermittler wollen sich gef melden.

Deutsch-Nußbaumstämme
kauft jeden Posten gegen Kasse
Simon Bernhard Levi,
Breslau, Gräbschnerstr. 3.

Bekanntmachung.

Vom 1. Januar ab werden
für Spareinlagen 4% Zinsen
gezahlt. **Vorschuß- und Sparkassenverein zu Auras.**

Krieger-Verein Auras.

Sonntag, d. 3. Januar 1915, nachmittags 3 Uhr:

Appell im Vereinslokal.

Pünktliches und vollzähliges Erscheinen ist dringend erwünscht.

Der Vorstand.

gegen **Flechten**
Hautausschläge, alte offene Wunden, Aderbeine, Bartflechten und Hautverletzungen hat sich
Rino-Salbe
als unentbehrlich erwiesen.
Die besten Wundheilmittel enthält sie in einer erprobten Zusammensetzung.
Preis per Dose M. 1.40 u. 2.50
Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma: Rich. Schubert & Co., Weinböhla-Dr.
Zu haben in allen Apotheken.

Freiwillige Feuerwehr Auras.

Die diesjährige
General-Versammlung
findet
Montag, d. 18. Januar 1915,
abends 7½ Uhr,
im Saale des Kameraden Seliger hierselbst statt.

Tagesordnung:

1. Entgegennahme d. Gesch.-Berichts.
2. Entgegennahme des Kassenberichts und Dechargeerteilung.
3. Vorstandsergänzungswahl.
4. Erledigung etwaiger Anträge.
5. Verschiedenes.

Auras, den 2. Januar 1915.

Der Vorstand.

Schmidt, Vorsitzender. **P. Weigelt**, Schriftwart.

Technikum Hainichen i. Sa. Masch.-Elektro-Ing. T., Werkm. Lehrfabr. Prog. fr.

Breslauer Schlachtviehmarktbericht vom 28. Dezember 1914.

Der Auftrieb betrug: 105 Rinder, 937 Schweine, 178 Kälber, 81 Schafe. Hierzu v. letzten Markte Ueberstand: — Rinder, — Schweine, — Kälber, 12 Schafe. Es wurden gezahlt für 50 Kilogr. exkl. Steuer:

	Lebendgew.	Schlachtgew.
Kälber. Doppellender feinster Mast	—	—
Feinste Mastkälber	—	—
Mittlere Mast- und beste Saugkälber	54—58	93—100
Geringere Mast- und gute Saugkälber	48—51	86—91
Geringe Saugkälber	32—37	64—74
Schafe. Mastlämmer und jüngere Masthammel	45—47	94—98
Aeltere Masthammel, geringere Mastlämmer und gut genährte junge Schafe	35—42	76—91
Mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe)	32—35	64—70
Schweine. Vollfl. über 120—150 Kilo Lebendgew.	62—65	78—81
Vollfleischige über 100—120 Kilo Lebendgewicht	59—62	76—79
Vollfleischige über 80—100 Kilo Lebendgewicht	56—59	73—77
Vollfleischige bis 80 Kilo Lebendgewicht	53—57	69—74
Sauen und geschnittene Eber	—	—
Fettschweine über 3 Zentner Lebendgewicht	64—68	78—83

Ueberstand: — Rinder, — Kälber, — Schweine, 16 Schafe.

Breslauer Marktbericht vom 29 Dezember 1914.

Ohne Zufuhren bis jetzt kein Geschäft. Notierungen blieben unverändert.

Festsetzung der städtischen Marktnotierungs-Kommission.
Weizen 24,70—25,20, Roggen 20,70—21,20, Hafer 20,10—20,60 M., Gerste 21,20—00,00 Mark, Heu 7,40—7,80, Richtstroh (Flegeldrusch) 4,20—4,60 M., Preß- und Krummstroh 2,40—2,80 Mark.
Folgende Preise nach privater Ermittelung.
Mehl fest, per 100 Klgr. einschl. Sack Br. Weizenmehl 00 39,00 bis 40,00 Mark, Roggenmehl 34,00—35,00 M. Kartoffeln. Speiseware, 0,00—2,50, Magnum bonum und ähnliche Sorten 0,00—2,75, Fabrikkartoffeln 1,70—2,00 M. Leinsaat fest, 32—40 M.

Druckſachen aller Art
fertigen schnell, sauber und billig
Maretzke & Märtin. Trebnitz i. Schles.

Berlin, 29. Dez. Amtlicher Preisbericht für inländisches Getreide. Es bedeutet W Weizen (K Kernen), R Roggen, G Gerste (Bg Braugerste, Fg Futtergerste), H Hafer. (Die Preise gelten in Mark für 1000 Kilogramm guter marktfähiger Ware.) Heute wurden notiert: Breslau W 247 bis 252, R 207—212, G 212, H 201—206, Hamburg W 268 bis 272, R 227—232, H 218—223, Mannheim H 226—228.

Berlin, 29. Dez. (Produktenbörse.) Weizenmehl Nr. 00 38,50—41,50. Ruhig. — Roggenmehl Nr. 0 u. 1 gemischt 31,50—32,50. Ruhig.

Ware.	Breslau, 29. 12.		Glogau, 22. 12.		Militsch, 23. 12.		Neisse, 24. 12.		Patschkau, 24. 12.		Prausnitz, 16. 12.		Ratibor, 17. 12.		Trachenberg, 18. 12.		Wohlau, 22. 12.	
100 Kilo Weizen	25,20	24,70	—	—	24,50	24,00	25,20	24,50	25,20	24,—	25,—	23,50	25,60	25,60	25,20	24,50	25,20	24,40
100 „ Roggen	21,20	20,70	—	—	21,20	21,00	21,20	21,00	21,20	20,—	21,—	19,50	21,80	21,80	21,20	20,50	21,20	20,40
100 „ Gerste	21,20	00,—	—	—	—	—	21,20	21,00	21,20	20,—	23,50	21,00	—	—	23,00	19,—	—	—
100 „ Hafer	20,60	20,10	—	—	20,40	20,10	20,40	20,00	20,40	19,50	20,—	17,50	—	—	20,40	19,50	19,50	18,70
100 „ Erbsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80,—	80,—	—	—	50,—	46,—
100 „ Kartoffeln	2,75	1,70	6,80	6,—	5,00	—	5,00	4,80	6,00	5,50	5,60	—	5,40	5,00	6,00	4,00	6,—	5,00
100 „ Stroh	4,60	2,40	—	—	3,50	2,80	4,60	3,00	5,—	4,—	3,—	—	3,00	2,80	7,20	6,00	5,—	4,—
100 „ Heu	7,80	7,40	—	—	7,00	—	9,00	8,00	8,—	7,00	6,—	—	0,00	0,00	3,50	2,50	7,—	6,—
1 „ Butter	—	—	3,60	3,20	2,80	—	2,70	2,50	2,80	2,60	2,60	2,50	3,60	3,50	—	—	3,00	—
1 Mandel Eier	—	—	1,80	1,65	1,50	—	1,50	1,45	—		1,50	—	2,25	—	—	—	2,80	—

Druck und Verlag: Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl. — Für den Inhalt verantwortlich: P. Märtin, Trebnitz.

Einfluß verschiedener Düngemittel auf den Wert der Braugerste.

Von C. Bleisch und P. Regensburger wurden vergleichende Versuche über den Einfluß verschiedener Düngemittel auf Ertrag und Qualität der Gerste und hauptsächlich eine eingehende Untersuchung über den Brauwert der unter so verschiedenen Kulturbedingungen erzeugten Gerste durch genaue Verfolgung während der Produktion im praktischen Betriebe angestellt Die Parzellen wurden behandelt: 1. mit einer Düngung von Ammoniaksuperphosphat, 2. mit Ammoniaksuperphosphat und 40prozentigem Kali und 3. ohne Düngung. Der Eiweißgehalt, der bei den Gersten sehr verschieden war, hatte sich bei den Bieren ausgeglichen, auch die Kostproben ließen bemerkenswerte Unterschiede nicht erkennen. Aus den Versuchen geht ohne Zweifel hervor, daß der Versuch vor allem darauf hi weist, daß viel weniger die Art und Weise der Düngung als vielmehr die Provenienz der Gerste Unterschiede in der Qualität bedingt, welche für den Brauer von Bedeutung sind.

Anbau von Erbsen.

Aus einem Rundschreiben des Herrn Landwirtschaftsministers an die im preußischen Staatsgebiet liegenden Zuckerfabriken sei folgender Passus, welcher für die Landwirtschaft von hervorragender Bedeutung ist, in folgendem mitgeteilt. Der Herr Landwirtschaftsminister schreibt:

An Zucker wird bis zum Beginn der nächsten Kampagne ein großer Bestand verbleiben, falls er nicht zur Volksernährung und Viehfütterung herangezogen werden muß. Aber auch wenn dies der Fall ist, wird das Erzeugnis der nächsten Kampagne zur Befriedigung des inländischen Bedarfes auch dann ausreichen, wenn nur ein Teil der bisherigen Fläche mit Rüben bestellt wird. Bekanntlich wird nur etwa die Hälfte der normalen inländischen Erzeugung für den einheimischen Bedarf gebraucht. Nur der einheimische Bedarf wird aber in der gegenwärtigen Zeit zu berücksichtigen sein. Ein großer Teil des Rübenareals wird also für die Erzeugung anderer Früchte, die für die Volksernährung wichtiger sind als Zuckerrüben, frei werden.

Dasselbe gilt für die zur Erzeugung von Zuckerrübensamen bestimmte Fläche. Die 1913er Ernte war überaus reichlich. Zusammen mit der 1914er Ernte wird also bei der großen Beschränkung der Ausfuhr ein beträchtlicher Bestand verbleiben, und die für 1915 vorzusehende Fläche wird daher ebenfalls beträchtlich eingeschränkt werden können. Es kann als feststehend bezeichnet werden, daß selbst bei einer erheblichen Einschränkung des Rübensamen-Areals in 1915 ein für den inländischen Bedarf und den Export vollkommen ausreichender Bestand an Rübensamen verbleiben wird; da aber die Keimfähigkeit des Rübensamens selbst in einem Zeitraum von drei bis vier Jahren nur eine geringe Verminderung erfährt, bleiben keinerlei Bedenken bestehen.

Für die Benutzung des dadurch frei werdenden Landes kommt in erster Linie das der Volksernährung dienende Brotgetreide, Sommerweizen und Sommerroggen, in zweiter Linie Gerste und Hafer in Frage. Bei dem hohen Preis, den diese Körnerfrüchte haben und während der ganzen Dauer des Krieges haben werden, dürfte ihr Anbau ebenso rentabel sein wie der der Zuckerrübe. Ganz besonders muß aber auf den Anbau der Erbse hingewiesen werden. Die Armee hat einen großen Bedarf an Erbsen für den direkten Bedarf und die Herstellung von Konserven. Die Erbsen stehen zurzeit außerordentlich hoch im Preise, und der Bestand ist ein geringer. Es sollte deshalb im nächsten Jahre dem Anbau der Erbse auch in solchen Wirtschaften ein angemessenes Areal eingeräumt werden, die bisher Erbsen nicht gebaut haben; die Rübenböden, namentlich die milderen, sind in ihrer Mehrzahl zum Anbau der Erbse geeignet. Bei der Knappheit des Samens empfiehlt es sich, für rechtzeitige Beschaffung des Saatgutes Sorge zu tragen.

Ferner wird auf dem bisher für Zuckerrüben bestimmten Areal, namentlich soweit es sich um mildere Böden handelt, der Anbau der Kartoffel in Frage kommen, und es muß aus diesem Anlaß auf einen Punkt aufmerksam gemacht werden, der vielleicht noch nicht überall hinreichend berücksichtigt worden ist. Zu normaler Zeit kommen schon in den Sommermonaten beträchtliche Mengen von Frühkartoffeln vom Ausland auf den einheimischen Markt. Diese Einfuhr wird wegen des Krieges jedenfalls nur in geringem Maße stattfinden können. Dabei handelt es sich gerade um die Monate (Juni, Juli und August), in denen eine besondere Knappheit an Nahrungsmitteln zu befürchten ist. Es wird also ganz allgemein, nicht nur dort, wo es sich um einen Ersatz der Zuckerrübe durch die Kartoffel handelt, dem Anbau der Frühkartoffeln eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden sein, und auch hier erscheint die Mahnung angezeigt, rechtzeitig für die Deckung des Saatbedarfes Sorge zu tragen.

Bunte Zeitung.

Feinde von heute, Freunde von morgen? Mehrfach schon wurde von allmählich bei den Franzosen sich regenden feindseligen Gefühlen gegen die Engländer berichtet. Auch im Bereich der V. Armee fliegen, wie aus dem Felde geschrieben wird, „lettres“ aus den französischen Schützengräben in die deutschen etwa folgenden Inhalts:

Aujourd'hui encore ennemis,
Demain des bons amis,
Après-demain il y aura la guerre
Contre — l'Angleterre.

d. h.: Heute noch Feinde,
Morgen gute Freunde,
Übermorgen geht's vereint
Gegen den englischen Feind.

Die stumme Trompete. Ein verwundeter österreichischer Leutnant, der in einem Lazarett in Budapest liegt, erzählt folgendes: Wir befanden uns im Vormarsch in der Schlacht bei Nowoszielice am Pruth. Mein Regiment bestand nur aus Ungarn. Meine Soldaten marschierten, als wären sie Teilnehmer an einem Wettmarsch. Wir eilten stürmisch vorwärts. Vor mir rannte der Trompeter, rings um unsere Ohren flogen die Kugeln wie tanzende Mücken im Sonnenschein. Plötzlich verstummte der Trompeter. Ich warf einen Blick nach ihm und sah, wie er mit aufgeblasenen Backen versuchte, aus der Trompete Töne hervorzulocken. Plötzlich setzte er das Instrument vom Munde ab, sah hinein, schüttelte es und versuchte wieder mit aller Anstrengung das Sturmsignal zu blasen, aber vergebens. Darauf sagte er mir: „Herr Leutnant, meine Trompete gibt keinen Laut mehr von sich.“ Wir stürmten vorwärts, der Trompeter schlug ärgerlich die Trompete an sein Knie und wandte sich fast weinend nochmals zu mir: „Herr Leutnant, die Trompete will absolut keinen Laut mehr von sich geben!“ Wieder setzte er sie an den Mund, aber plötzlich wurden seine Augen starr, sein Gesicht bleich und an seiner Uniform sah ich einen großen Blutfleck. „Deine Lunge ist durchschossen, mein Sohn“, wollte ich ihm noch zurufen, aber im selben Augenblick fiel er rückwärts zur Erde. Er starb und niemals wird er erfahren, warum seine Trompete plötzlich verstummte.

Kinoaufnahmen auf dem Meeresgrund. In Amerika hat sich eine Gesellschaft gebildet, die kinematographische Aufnahmen auf dem Meeresboden macht. Die Anregung zu dieser Idee gab ein sensationeller Film, der einen Kampf zwischen einem Negerburschen und einem riesigen Haifisch darstellt. Man hatte einen großen Käfig, in dem der Kinooperateur saß, auf dem Meeresboden in der Nähe der Bahama-Inseln niedergelassen; dann warf man den Kadaver eines Pferdes ins Wasser. Als dieser langsam zu Boden gesunken war, kam auch schon ein riesiger Haifisch angeschossen. Ein junger Neger, mit einer Machete (dem mexikanischen Messer) bewaffnet, sprang ins Wasser, schwamm wie ein Fisch um den Hai herum, während von oben ein gewaltiger Scheinwerfer die Kampfszene beleuchtete. Nach aufregendem Kampf gelang es dem Neger, dem Hai den Bauch aufzuschlitzen. Die Einwohner im Golf von Mexiko, besonders an der Mosquitoküste, sind durchweg so ausgezeichnete Schwimmer, daß sie einen derartigen Kampf für 2 bis 3 Dollar (8 bis 12 Mark) unternehmen.

Hammer und Schwert

Roman von Guido Kreutzer.

(Nachdruck verboten.)

9) (Fortsetzung).

Was dem Adjutanten der 5. Gardedragoner noch nie passiert war, geschah jetzt — er war verlegen! Er empfand unsicher . . . ‚du kennst sie doch noch nicht bis in die innersten Regungen! In dieser Natur sind gefährliche Untiefen! Es gibt da Grenzen, die man respektieren muß!‘ Er versuchte zu begütigen. „Ich meine, Irene. du nimmst die lächerliche Episode von damals zu ernst. Er ist doch noch ein unreifer Mensch.“

„Den Jahren nach dürfte er es nicht mehr sein. Mit dreiundzwanzig ist man im vierten Jahr Leutnant oder steht vor dem Referendar oder hat sonst irgendwie die feste Linie gewonnen. Daran soll er sich erinnern; das wird ihn schon reif machen. Nebenbei bemerkt, sind das alles meine rein privaten Anschauungen. Sofern du von deiner Seite aus den Wunsch hegst, mit meinem Bruder zu sprechen, dann habe ich nichts einzuwenden.“

„Nee, Irene“; sagte der Dragoner mißmutig; „davon kann jetzt natürlich keine Rede mehr sein! Ich gebe zu — ich hätte dem jungen Herrchen ganz gern mal auf die Hühneraugen getreten. Aber ohne deine ausdrückliche Autorisierung . . . also lassen wir das Thema fallen!“

Und die schöne Irene von Stareyn versetzte mit liebenswürdigem Spott: „Ich denke auch! Und es freut mich, wie vollkommen recht ich doch hatte, als ich Onkel damals erklärte, wir beiden — du und ich — seien in allen Fragen immer einig!“

* * *

Dann kam eine Zeit, die Georg Bressensdorf in schwere Gewissenskämpfe verwickelte. In diesen Tagen innerer Unruhe, die noch immer keine Klärung des Verhältnisses zwischen der Geliebten und ihm brachten, war er häufig in seinem Klub, traf fast jedesmal Dom Volmaceda dort. Er schätzte den Brasilianer, in dem er immer mehr und mehr einen vollendeten Weltmann, einen Kavalier respektieren lernte, der — gleichsam kosmopolitisch durchgebildet — tiefes Wissen mit einer gewissen faszinierenden Eleganz äußerer Verkehrsformen verband.

Vielleicht war es gerade dieser Kontrast zu seinem eigenen etwas schroffen, in sich erstarrten Preußentum, der ihm den Attaché so sympathisch machte. Er wußte es selbst nicht genau; er war auch nicht dazu veranlagt, sein Empfinden in tiefgründigen Sophismen immer und immer wieder zu sezieren. Er begnügte sich mit dem angenehmen Bewußtsein, einen Menschen in seiner nächsten Umgebung zu sehen, der ihn nicht degoutierte, sondern im Gegenteil anregte; der nicht nur empfing, sondern auch bot. Bisher wenigstens war es so gewesen; jetzt aber traten an Stelle der Zufriedenheit schwere Gewissenskämpfe, wie er sie in ähnlich deprimierender Form noch nie kennen gelernt.

Ihren Ausgangspunkt aber bildete sein letztes Zusammentreffen und das Gespräch mit Edward von Dührssen, das um die Artillerievermehrung der Republik Guayana ging, die Dom Deodoro Maria da Valmaceda als Militärattaché in Berlin vertrat. Und der Abend damals hatte eine Komplikation geschaffen, die . . . verdammt nochmal! . . . den Adjutanten der 5. Gardedragoner jetzt seit fast zwei Wochen zum Spielball zwiespältiger Empfindungen, Zweifel, Besorgnisse machte.

Hier stand der ehemalige Regimentskamerad — drüben Theophil Gerland. Dazwischen Dom Valmaceda als Verkörperung des kostbaren Objekts, um das dieses kommerzielle Rennen ging. Jeder wollte siegen; beide besaßen fast in gleichem Maße Zähigkeit, Energie, Ehrgeiz.

Einen Unterschied allerdings gab es: der alte Kommerzienrat — darin kannte ihn Georg Bressensdorf! — respektierte Grenzen. Diese Grenzen liefen da, wo deutsche Gewissenhaftigkeit aufhörte und Smartneß begann. Siegen — selbstverständlich! aber nur, wenn es im Bereich des Möglichen und ehrlich Erreichbaren lag; wenn man nicht vor die Zwangslage gestellt wurde, den Erfolg zum Schaden des Auftraggebers an sich zu bringen. Anders dagegen Edward Dührssen! Der hatte, nur um den Gegner aus dem Felde zu schlagen, seine Berechnungen unverantwortlich niedrig gestellt. Wußte, daß er zu dem freiwillig gebotenen Preise niemals vollwertiges Stahl liefern konnte. Und trug in seiner fanatischen Kampfbegier doch kein Bedenken, so zu handeln: berubigte sein Gewissen allenfalls mit der Erwägung, daß man bei späteren Aufträgen dieses Manko ja durch doppelt gute Lieferung wieder ausgleichen konnte.

Das alles war menschlich verständlich — gewiß; aber ob es auch . . . verzeihlich war? Und vor allem: durfte er . . . der Oberleutnant Baron Bressensdorf, der all diese inneren Zusammenhänge doch kannte . . . durfte er stillschweigend daneben stehen und zulassen, daß brittischer Geschäftsgeist einer ansechtbaren Erfolgmoral zum Triumph verhalf? War hier Diskretion nicht Mitschuld — war Indiskretion nicht Pflicht?

Immer und immer wieder drängten sich diese Fragen in sein Leben hinein; sei's, daß er zuhaus — vom Frühdienst abgespannt — mittags auf der Chaiselongue seines Arbeitszimmers lag . . . sei's, daß er mit Irene nachmittags irgendwo den Tee nahm und mit heißer Freude bemerkte, wie sich hier und da und dort Lorgnetten und bewundernde Blicke auf das schöne Mädchen richteten . . . sei's auch selbst im Dienst, wenn er im Regimentsgeschäftszimmer mit dem Notizbuch in der Hand dem Kommandeur den Tagesrapport erstattete oder an seiner Seite einen Rundgang durch die Schwadronsställe machte oder in der Springbahn dem Einreiten der ersten Jahrgänge zusah. Stets stand vor ihm die herrische Frage: „Was hab ich als preußischer Offizier in diesem Falle zu tun? bleibt mein Rock rein, wenn ich schweige oder muß ich die Diskretion brechen?“

So schlug er sich mit sich selbst herum. Und fühlte doch, daß es nur eine einzige Antwort gab, daß er dem Brasilianer eines Tages würde sagen müssen: „Wenn euch eure zweiundvierzig neuen Schnellfeuerbatterien lieb sind — Hand weg vor Liverpool! Da drüben steht der alte Gerland; zu dem geht! Er hat's nicht um mich verdient und es liegt, weiß Gott, keine Veranlassuna für mich vor. ihm die Stange zu halten. Aber auf sein Wort könnt ihr Häuser bauen: und mit seinem Stahl schlagt ihr die ganze Welt in Scherben, wenn ihr sonst das Zeug dazu habt!!“

11. Kapitel.

Erwin von Stareyn lag auf der Chaiselongue seines Arbeitszimmers und ließ die Augen am verschnörkelten Stuck der Decke entlangspazieren. Er versuchte, seine Gedanken zu konzentrieren; er litt an regelrechtem moralischem Kater, an Gewissensbissen über die letzten verbummelten Wochen.

Wie lange war es eigentlich schon her seit Irenes Besuch? . . . anderthalb Monate! Und in dieser ganzen Zeit kein Kolleg besucht, fast keinen Federstrich getan. Auch das Drama kam nicht vorwärts.

Woran das nur liegen mochte? Er hatte doch damals, als er die Eingangsszenen schrieb, den Weg so klar vor sich gesehen . . . Aufzug für Aufzug, Akt für Akt. Bis dann die Stockung eintrat. Da riß der Faden jäh ab. Man konnte stundenlang sitzen und grübeln . . . . die Schaffensfreudigkeit war fort. Und wenn man auch immer und immer wieder den fertigen ersten Teil durchlas, wenn man sich auch an den aufleuchtenden Traumbildern künftigen Weltruhms zu begeistern suchte . . . irgend etwas fehlte eben. Man vermochte es nicht zu definieren; aber in die reale Wirklichkeit umgesetzt, hieß es: sechs wüste, verluderte Wochen und ein immer weiteres Abtreiben von intensiver regelmäßiger Arbeit.

Unwillkürlich fröstelnd zog der Student die Decke höher hinauf; er hielt die Augen geschlossen; er war müde . . . und doch flatterten die Gedanken hinter der Stirn wirr durcheinander, wie aufgescheuchte Sturmvögel.

Er sann mit jahem Gedankensprung: Eigentlich hab ich gar keine Verwandten mehr! Sie schicken mir aus der Haberlandstraße regelmäßig meinen Monatswechsel — aber sie selbst kommen nicht; die Irene nicht und ebensowenig

Onkel Theophil. Die Ria läßt sich auch seltener sehen; und wenn sie wirklich mal alle paar Tage kommt, tut sie so gönnerhaft herablassend und hat für meine Interessen kaum einige banale Worte übrig . . . also lange mach ich in der Form nicht mehr mit; da schieb ich einen Riegel vor! Schließlich hab ich doch dieser Frau gegenüber nicht den geringsten Grund zur Dankbarkeit oder Unterordnung. Denn was bedeuten die sechs Monate unserer Bekanntschaft? . . . ein tändelndes hinhaltendes Spiel, in dem ich die Rolle des schmachtenden Amoroso übernommen habe. Bei gnädiger Stimmung darf ich ihr aus meinen Manuskripten vorlesen, darf mich um ihre Bequemlichkeit bemühen und ihr zur Belohnung vielleicht sogar mal die Hand küssen — und das sind noch die erträglichsten Launen. Im übrigen aber erzählt sie stundenlang von ihrem Vaterland; und ich muß zuhören und mich mit Fragen und politischen Problemen herumschlagen, die mir doch wirklich verdammt gleichgültig sein können!

Er fühlte plötzlich einen dumpfen verbissenen Grimm gegen diese Frau, der er nicht gewachsen war; gegen seine Arbeit, die ihn nicht vorwärts brachte; gegen seine Lebensführung, die so wirr und planlos lief; gegen das ganze verlotterte Milieu, in dem er sich bewegte . . .

Erwin von Stareyn hatte sich unvermittelt aufgerichtet. Die Augenbrauen zogen sich scharf zusammen — jetzt kam die Erinnerung an gestern abend und an das Renkontre mit dem Doktor Lasamnik, diesem weggejagten Militärarzt, der sich auf die Literatur geworfen hatte und wie ein gespreizter Pfau umherlief, seitdem der neopathetische „Sturmwind" kürzlich einige seiner Aphorismen gebracht hatte. Mit dem war der Student gestern im Café scharf aneinandergeraten. Wie die Hechelei eigentlich angefangen — keine Ahnung mehr! Nur soviel haftete noch im Gedächtnis: Der wieder mal angesäuselte Outsider hatte ihm über ein paar Tische zugerufen: „Sie, Studiose, ich bitte mir aus, daß Sie Ihren Kaffee nicht immer gleich bar bezahlen. Das ist durchaus unkollegial gehandelt. Ich garantiere, daß Sie mit solchen Scherzen unserm Kellner noch den letzten bescheidenen Rest von Charakter verderben." Und in dem Grinsen der umsitzenden Korona sagte Erwin von Stareyn ziemlich laut zu seinem Nachbar: „Finden Sie nicht auch, der Doktor präsentiert seit neuerer Zeit eine relativ bedeutende Miene. Sicher beschäftigen ihn irgendwelche profunden Zarathustraprobleme. Vielleicht denkt er zum Beispiel darüber nach, ob man sich auch mit Schlagsahne rasieren kann."

Johlendes Gebrüll. Lasamnik sprang so heftig auf, daß er sein Wasserglas umkippte: „Wissen Sie, Stareyn, ich suche schon lange nach einem passenden Epiteton ornans für Sie. Jetzt eben finde ich's: Sie sind eine lebendige Travestie auf die Stadt der Intelligenz!" — „Wenn schon!" replizierte der Student gelassen. „Bei Ihnen aber liegen die Verhältnisse ganz bedeutend hoffnungsloser: Sie kommen mir nämlich vor wie . . . Ihr eigener Epigone!"

Darauf hatte der andere nichts zu erwidern gewußt; und so war Erwin von Stareyn in diesem Wortgefecht Sieger geblieben. Doch er wurde dessen nicht froh. Ja — als er eine Stunde später das Café verließ, zog er unwillkürlich in leisem Ekel die Schultern zusammen.

Und dieses Empfinden herrschte auch heut noch vor. Natürlich . . . das war die Erklärung der moralischen Depression, die ihn jetzt schon seit Stunden mit seinen retrospektiven Grübeleien auf die absonderlichsten Irrpfade verschlagen hatte.

Dagegen gab es nach alten Erfahrungssätzen nur ein einziges Mittel; fortgehen; unter Leute kommen! Mit der Arbeit würde es ja heute sowieso nichts mehr. Eine fieberhafte Unrast überfiel ihn plötzlich. Er hatte die verworrene Empfindung, als ob die Wände des Zimmers sich immer enger — immer enger gegeneinander schoben, als laste über ihm ein dumpfer Druck, der ihm den Atem benahm.

Und während er aufsprang und sich hastig anzuziehen begann, überlegte er flüchtig: Er hatte Ria seit Tagen nicht gesehen: sollte er sie benachrichtigen? den Abend irgendwo mit ihr zusammen sein? Aber dann schüttelte er den Kopf; nein; allein bleiben! nur heut keine fremden Menschen, keine gleichgültigen Gesichter! erst einmal mit sich selbst wieder ins Reine kommen und diese blödsinnige Katerstimmung loswerden!

Er hatte die Hände in den Manteltaschen vergraben und sich eine Zigarette angezündet. Langsam ging er den Kurfürstendamm hinunter. Der feuchtkühle Novemberabend sank; die elektrischen Bahnen donnerten vorüber, Autos schossen hart am Rand des Bürgersteigs über den glitschigen Asphalt; vom Bahnhof Zoo her kam das schrille durchdringende Pfeifen eines einlaufenden Fernzuges. Rechts und links in den Prunkpalästen der breiten Straße blitzten Lichter auf, flammten ganze Fensterfronten jählings im weichen blendenden Schimmer der Glühbirnen. Ob du später wohl auch mal solche Etage in einem dieser Luxusbauten bewohnen wirst?

Oft schon war ihm dieser Gedanke gekommen und er hatte ihn jedesmal mit siegesgewissem Lächeln beantwortet: Dein Drama wird den Goldstrom zu dir leiten. Denn das Cafehaus ist selbstverständlich nur eine Pönitenz, die du dir freiwillig auferlegst.

Heute aber fehlte diese Zuversicht; heute zuckte er nur die Achseln. Er wollte sie nicht zugestehen und empfand doch die dumpfe Angst, die sich in seinen Nerven eingenistet hatte — die Angst vor der Zukunft, wenn sich sein Talent vielleicht doch nicht durchsetzte, wenn . . . das Drama — vielleicht — abgelehnt wurde! Dann stand er wieder vor dem Nichts; dann war wieder eine Hoffnung zerschlagen und wieder ein Jahr verloren.

Unmutig schleuderte er die kaum angebrannte Zigarette in den Rinnstein. Absurd! . . . mit welch lächerlichen Phantastereien man sich herumschlug! . . . das fehlte gerade noch, daß man den Mut verlor!

Er hatte sich so in all seinen widerstreitenden Empfindungen verstrickt, daß er gar nicht auf den jungen Offizier achtete, der ihm entgegenkam, stutzte und plötzlich den Schritt verhielt.

„Erwin!"

Der Student schreckte auf; er hob den Kopf und sah in ein von Wiedersehensfreude strahlendes Gesicht. Und da war auch schon die Erinnerung wieder, „Bramberg — Walter — bist du das tatsächlich? Aber wie verirrst du dich hierher auf den Kurfürstendamm?"

„Hausball in der Knesebeckstraße, mein Junge; man wird zum viertenmal in dieser Woche das Tanz- und Eisbein schwingen. Trotzdem ist's noch reichlich früh: paßt also glänzend, daß ich dich getroffen hab. Wenn's dir recht ist, dreh' ich um und bring dich noch 'n Stück; bis zur Gedächtniskirche."

Gemächlich schlenderten sie Seite an Seite. Sie waren in Darkehmen gute Kameraden gewesen; hatten gemeinsam manches Jahr die Schulbank gedrückt, bis die Geschwister von Stareyn durch den Tod des Vaters nach Berlin verschlagen wurden. Ein paar Monate flogen hinüber und herüber noch die Briefe; dann wurde es allgemach still. Die Interessen gingen auseinander, die Erinnerungen verblaßten. Neue Menschen brachten neue Probleme; neue Ströme zogen einen in neue Bahnen.

„Darkehmen?" sagte der Leutnant Bramberg mit leisem Lächeln; denn Erwin von Stareyn hatte sich danach erkundigt. „Es ist noch das liebe alte Nest von damals. Wenn du heut nach vier Jahren hinkämst, dann garantiere ich, fändest du dich mit geschlossenen Augen zurecht — so wenig hat es sich verändert! Im „Prinz von Preußen" etabliert sich Donnerstag abend immer noch die Männerrunde zum Dauerskat; und die detachierte Schwadron der 31. Dragoner wartet nach wie vor darauf, daß sie aus der Servisklasse D endlich mal in die nächsthöhere aufrückt. Im übrigen komm ich ja auch nur noch selten dorthin; höchstens, wenn ich meine Mutter alle Jahr auf drei Wochen in ihrer Witwenstille besuche. Dann freut sich natürlich ganz Darkehmen über das rapide Anwachsen des Fremdenverkehrs."

Er erzählte mit dem frischen fröhlichen Ton des jungen Menschen, vor dessen Blicken das Leben klar und offen liegt.

Der andere warf einen kurzen Seitenblick auf den dunklen Samtkragen. „Du bist also wirklich deiner Passion gefolgt und zur Artillerie gegangen?"

„Ja; Lissa; 56. Feldartillerie. Famoses Regiment; auch die Garnison sehr nett; und solch zwangsloser kameradschaftlicher Verkehr mit den Herren von der Infanterie — also ich fühl mich pudelwohl. Direkt Heimweh hab ich wieder dahin."

Erwin von Stareyn lächelte etwas spöttisch. „Ich kann mir zwar nicht vorstellen, wie man sich nach einer polnischen Kleinstadt zurücksehnen kann, aber immerhin. Jeder betrachtet sein Dasein ja aus anderer Perspektive. Sag mal übrigens — was tust du denn hier in Berlin?"

„Ja siehst du, mein Junge, das will geschafft sein: im vierten Jahr Leutnant und schon kommandiert zur militärtechnischen Akademie!" . . . der im blauen Rock strich mit nachdrücklichem Kopfnicken seinen kurzgeschnittenen blonden Schnurrbart . . . „Kolossal instruktiv, sage ich dir. Man dringt da in die ganzen internen Zusammenhänge der Chose ein, die einem vor der Front sonst stets verschlossen bleiben würden. Natürlich heißt's verdammt arbeiten. Da haben wir zum Beispiel jetzt eine Fortifikationsaufgabe bekommen . . . also du, an der knaufst du gut und gerne deine drei Wochen. Aber schadet nicht; man kommt auch vorwärts. Vorige Woche hatten wir Vorlesungen über französische und deutsche Artillerie-Einheiten; Vergleiche zwischen den Batterien zu vier und sechs Geschützen, zwischen Divisions- und Korpsartillerie. Na und so weiter. Unter unseren Militärlehrern und den Mitgliedern der Studienkommission findest du Namen, die in der ganzen preußischen Armee Klang haben."

Der Leutnant Bramberg wandte sich enthusiasmiert seinem Begleiter zu, als er plötzlich dessen blasiertes gelangweiltes Gesicht bemerkte. Da glitt über seine frischen Züge eine leise Röte der Verlegenheit und er versetzte mit ziemlich gewaltsamem Übergang: „Also ich bin ein Kuli, Erwin; und verzeih schon, wenn ich andauernd von mir rede. Ich erinnere mich jetzt — das zweierlei Tuch hat dich schon als Junge nicht interessiert, trotzdem es dein alter Herr bis zum Stabsoffizier gebracht hatte. Nu red' doch auch mal 'n Ton: was tut sich im großen Berlin? — was treibst du hier?"

„Ich habe an der Universität verschiedene Kollegs belegt!" sagte der Student ziemlich kurz. Der frühere Schulkamerad sollte ihn nicht weiter ausfragen; heut, in seiner zerrissenen Stimmung, fühlte er sich nicht aufgelegt zu weitschweifigen Erklärungen.

Der Artillerist jedoch war auf subtile Stimmungsnuancen nicht eingedrillt; so erkundigte er sich mit plötzlich erwachtem Eifer: „Jura oder Cameralia natürlich, nicht wahr?"

„Nein — Literatur und Philosophie."

„Donnerwetter!" sagte der Fremdling; „Donnerwetter, Mensch, das nenn' ich gebildet. Ich wette, seit Darkehmen besteht, hat's noch nie einen Eingeborenen mit solchen geistvollen Ambitionen gegeben! . . . Was willst du denn mal werden? Privatdozent?"

„Nein."

„Also Universitätsprofessor."

Erwin von Stareyn hob jählings den Kopf; ein scharfer abweisender Zug straffte die Linien seines Mundes. „Ich will überhaupt nichts „werden", lieber Freund. Denn in meinem Falle folgt man keinem streng geregelten Entwicklungsgang und da existiert auch kein Studium im eigentlichen Sinn des Wortes; sondern man gehorcht einfach einem inneren Zwang, einer Naturnotwendigkeit, gegen die es kein Auflehnen gibt."

Dieses vorbereitende Privatissimum schaffte aber noch keineswegs Licht; Walter Bramberg sah im Gegenteil ziemlich hilflos aus.

„Hm . . . na ja — gewiß . . . aber ich meine — weshalb studierst du denn gerade Literatur und Philosophie? Oder noch besser — welchen Endeffekt soll denn die Geschichte haben?"

Und der andere darauf mit nachsichtigem Lächeln: „Gar keinen! Im übrigen aber schreibe ich Lyrik und arbeite gegenwärtig an einem großen Renaissancedrama."

Im selben Moment stand der Leutnant der 56. Feldartillerie bumsstill und riß die Augen auf und vergewisserte sich etwas fassungslos: „Lyrik sind Gedichte, nicht wahr? Und ein Drama hast du jetzt auch vor? Hol mich der Deiwel, Mensch; aber das ist . . . das ist . . . also das ist fabelhaft!"

„Möchtest du vielleicht weiterkommen?" . . . die Aufforderung klang dégoutiert und hochmütig . . . „Im Gehen kannst du dich nämlich auch wundern! Außerdem — weshalb fabelhaft?"

Der Artillerist war dermaßen verblüfft, daß er sich nur schwer wieder zurecht fand. „Sieh mal — das ist doch plötzlich 'n Ton aus einer ganz fremden Welt; für mich wenigstens . . . Das sind zwei so verschiedene Lebenskreise — deine und meine. Und wenn man überlegt, daß dir dein Weg doch eigentlich vorgezeichnet war und daß du jetzt so ganz eigenmächtig auf derart gefährliches Terrain rübergeschwenkt bist . . ." er schüttelte wieder den blonden Kopf . . . „Menschenskind, ich denk mir, dazu muß verdammter Mut gehören. Ich mach dir mein Kompliment. Das ist tatsächlich 'ne fabelhafte Chose. Mit 'm Säbel in der Faust und 'ner halben Batterie hinter sich — da weiß man, was man hat und worauf man sich verlassen kann! Aber mit 'm Gehirn gegen die Menschheit anzurennen und sie allein dadurch runterzwingen zu wollen — Donnerlüchting nochmal, ich hätt' nicht soviel Courage!"

„Leicht läßt sich die Meute auch nicht unterkriegen!" versetzte der Student; und durch seine Worte drängte sich schon wieder das alte selbstgefällige Lächeln.

„Aber famos denk' ich mir solchen täglichen Kampf auf Hauen und Stechen!" . . . allmählich kam Walter Bramberg in Rage . . . „Sag mal, wie lange schreibst du denn schon?"

„Vier Jahre." Das war ausschlaggebend.

„Also Erwin — ich geh morgen zu meinem Buchhändler und bestell mir deine sämtlichen Werke, die bisher erschienen sind."

„Daran dürfte dem guten Mann wenig gelegen sein; denn bisher habe ich noch keine Bücher herausgebracht."

„Weshalb denn nicht?"

„Weil ich auf solche Äußerlichkeiten keinen Wert lege."

Da war wieder etwas, das der Leutnant nicht begriff. „So . . . na, darüber kann ich ja nicht urteilen . . . trotzdem ist es schade. Aber wo du mich jetzt mal scharf gemacht hast, wirst du mir aus alter Kameradschaft wenigstens eine Aufstellung von den ganzen Zeitschriften geben, in denen deine Gedichte abgedruckt sind."

Da gedachte der Student in jäher Erinnerung eines Wortes, das ihm damals die Schwester zugerufen: „Du bist doch schon dreiundzwanzig Jahre und hast noch nichts erreicht!" Die dumpfe Erbitterung vom Nachmittag war wieder da. Er fühlte, wie ihm der Haß heiß zu Herzen schoß; er hätte dem Leutnant Bramberg ins Gesicht schlagen mögen.

Und versetzte doch nur mit scharf prononzierter Kälte: „Du gestattest mir, Walter, deine ausschweifende Phantasie wieder in normale Bahnen zu lenken. Ich stehe weder mit Zeitungen noch mit Zeitschriften in Verbindung; sondern meine Lyrik bedeutet mir lediglich eine Stimulans, die ich mir selbst als Anregung für größere Arbeiten schaffe — wie zum Beispiel jetzt für mein Drama."

„Wo wird denn das aufgeführt?"

„Erst muß ich es doch wohl mal fertig haben, nicht? Danach reiche ich es dann eben verschiedenen Bühnen ein."

„Aber wenn sie es nicht annehmen?"

Der andere zuckte zusammen, doch er schwieg. Er wußte diesem logischen, nüchternen Gedankengang nichts mehr entgegenzusetzen. Oder vielmehr — er war heut zu stumpf und zu müde, um sich in eine lange Dialektik einzulassen.

Und der im blauen Rock neben ihm versetzte mit mißtrauisch hochgezogenen Augenbrauen: „Weißt du, lieber Kerl, das scheint mir denn doch ein verdammt unsicheres Geschäft! Natürlich ist meine Anschauung absolut unmaßgeblich, denn ich steh ja all diesen Interessen als Laie gegenüber. Aber ich hab mir erzählen lassen, daß anerkannte Schriftsteller kolossale Summen verdienen. Die schreiben dann aber vielleicht was anderes — Romane und so, was?"

Es war eine Stille; jeder hing seinen Gedanken nach. Und sie schwiegen, bis der Artillerist an einer Haltestelle steben blieb und dem ehemaligen Schulkameraden die Hand zum Abschied reichte.

„Dahinten kommt grade 'ne Elektrische; jetzt wird's höchste Zeit, daß ich mich auf die Beine mache; Blumen muß ich auch noch kaufen. Also adieu, Erwin; hat mich gefreut, dich mal wiederzusehen. Und was du da vorhast — also wirklich 'ne dolle Chose; ich wünsch dir alles Gute."

„Danke."

(Fortsetzung folgt).